

Das Waldviertel

Blätter für Heimat- und Volkskunde des niederösterreichischen Waldviertels.

In Verbindung mit dem Verein für Landeskunde und Heimatschutz von Niederösterreich und Wien und Oesterreichischen Burgenverein / Oeffentliches Organ des Stadt-Museums Drosendorf, der Krahulek-Gesellschaft Eggenburg, der Heimatmuseen in Gmünd, Horn, Krems, Langenlois, Raabs a. d. Thaya, Spitz a. d. Donau, Waidhofen a. d. Thaya und des Museums der Stadt Zwettl.

Erscheint sechswöchentlich. Erscheinungstage: 15. Jänner, 1. März, 15. April, 1. Juni, 15. Juli, 1. September, 15. Oktober, 1. Dezember l. J.

Schriftleitung, Verwaltung und Anzeigenannahme: Waidhofen an der Thaya, Kirchenplatz, Niederösterreich.

Jahresbezugspreis 1934: Für Oesterreich ganzjährig S 3.50, halbjährig S 2.— (Einzelheft 50 g), im Auslandversand um S 1.— für Portospesen mehr.

Die Abmeldung vom Bezuge kann nur im Monate Dezember jedes Jahres erfolgen.
Oesterreichisches Postsparkassenkonto D-6173.

1. Jahrg.

15. Juli/1. Sept. 1934

Doppelfolge 5/6

Inhalt:

Die Kuenringer in Zöbing. Von Kooperator Rudolf Schierer, Dobersberg.

Zur älteren Geschichte von Schrems. Von Pfarrer Rupert Hauer, Dietmanns bei Gmünd.

Die Georgikirche im Großauer Walde. Von Dr. Joseph Krinninger, Großau.

Die Wehrkirche und Friedhof-Befestigung in Lengsfeld. Von Stephan Biedermann, Pfarrer in Raasdorf.

Berschlottene Ortschaften im Viertel ober dem Manhartsberg. Von Fachlehrer Josef Brunner, Groß-Siegharts.

Der Pengershof. Von Konrad Strohmayer, Pleßberg bei Raasdorf.

Edelhof und Kapelle in Seiterndorf. Von Dechant Alois Pfeiffer, Klein-Pöchlarn.

Zur Geschichte des Benediktinerstiftes Altenburg. Von Rektor Anton Gutmandlberger, Wien-Steinhof.

Gehören die Plateaulohnstationen des nordöstlichen Waldviertels dem Schmalzlingen-Kulturreis an? Von Schulleiter Othmar Skala, Ober-Münich.

Ein Beitrag zur Frage der Erdställe im Waldviertel. Von cand. ing. Hans Gass, Wien.

Signalstationen und Zufluchtsorte im Viertel ober dem Manhartsberg zur Zeit der drohenden Türkengefahr 1663 und 1683. Von Otto Jungwirth, Klein-Pöchlarn.

Johann Georg Grasel und seine Kameraden. Von Univ.-Prof. Dr. Robert Bartsch, Wien.

Bilder:

Ruine bei der Georgikirche bei Großau. — Kirche in Lengsfeld. — Befestigungsanlage der Kirche in Lengsfeld. — Lageplan des Gangprofils des Erdstalles von Lindau.

Heimat- und volkshundliche Beiträge über unsere Waldviertler Heimat sind sehr erwünscht, desgleichen solche über das Wirtschaftsleben und die kulturellen Bestrebungen des Waldviertels, und ergeht an alle Heimatgenossen, die sich in dieser Richtung betätigen, die Einladung zur Mitarbeit. Den Verschönerungs-, Museal-, Volksbildungsvereinen, Fremdenverkehrsverbänden, den heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften der Bezirkschulbehörden und Gemeindeverwaltungen, den Heimatverbänden der Waldviertler in Wien, den Wirtschafts- und Kulturverbänden jeder Art wird für ihre Tätigkeitsberichte und Aufrufe an die Oeffentlichkeit Raum gewährt. Es wird gebeten, sich mit der Schriftleitung ins Einvernehmen zu setzen.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Schriftleiter: Hans Haberl jun., Waidhofen an der Thaya. — Druck: „Albrecht Dürer“, Wien, VII., Bandgasse 28.

An alle Bezieher!

Es ergeht an alle in der Heimat lebenden Bezieher die herzliche Bitte um Bekanntgabe der Anschriften ihrer in Wien, sonst auswärts oder im Auslande lebenden Verwandten oder Bekannten und im besonderen an alle Wiener Bezieher um Bekanntgabe der Anschriften von Landsleuten in Wien, damit der Verlag diesen die grüne Heimatzeitschrift zur Ansicht senden kann. Gerade der Waldviertler in der Fremde ist ein begeisterter Leser der Zeitschrift, die ihn geistig mit der geliebten Waldheimat innig verbindet.

Allen Einsendern von Anschriften im voraus den besten Dank!

Die Graßelfortsetzungen

erscheinen nun fortlaufend in der Zeitschrift und nicht als Sonderlieferungen und können daher nicht auf einmal bezogen werden.

Briefkasten.

Dringend gesucht werden die Folgen 3 vom Jahrgang 1928, 1, 3 und 7 vom Jahrgang 1930 und 1 vom Jahrgang 1931. Wer von den Beziehern eine dieser Folgen entbehren kann, wird mit Dank im voraus

um die Einsendung an den Verlag ersucht.

Anschriftenänderungen sind stets unter Anführung der alten Anschrift bekanntzugeben. Bitte, das zu beachten!

Wir danken Herrn Alois Krist, Horn, für die Werbung eines Beziehers; Frau Maria Salmhofer-Haberl, Langenlois, für Hamerling-Gedicht und Ansichtskarte; Herrn Obl. J. Böhm, Liebnitz, Herrn Sekr. H. Lukas, Schrems, und Ed. Riether, Spitz, für Ansichtskarten. Recht herzliche Heimatgrüße!

Museum Dr. Josef Graßl der Stadt Raabs an der Thaya.

Der Gemeinderat der Stadt Raabs an der Thaya hat in seiner Sitzung vom 6. Feber 1934 den einhelligen Beschluß gefaßt, daß das Heimatmuseum in Raabs, um das Andenken an den verstorbenen Dr. Josef Graßl zu ehren und zu erhalten, für immerwährende Zeiten den Titel „Museum Dr. Josef Graßl der Stadt Raabs an der Thaya“ zu führen hat.

Die weitere Leitung hat Herr Justizsekretär Karl Stumreiter übernommen.

Spenden werden erbeten und von Vezierem jederzeit dankend übernommen.

Bücher- und Zeitschriftenecke.

Roman.

Mann ohne Volk. Roman von Arnold Krieger. 478 Seiten. In Halbleder RM 2.90. Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg 2.

Für unsere noch unter dem Erlebnis der Kriegsjahre stehende Generation hat dieses Buch eine besondere Bedeutung. Das Schicksal, das es gestaltet, ist in seinen Hauptzügen dem unsrigen sehr wesensverwandt; spiegeln sich doch in dem hier meisterhaft geschilderten Kampfe des kleinen Burenvolkes gegen das englische Weltreich die schwersten und bedeutungsvollsten Schicksale und Erlebnisse des deutschen Volkes. „Wird Kitchener den unerhörten Heroismus dieses Volkes, das Nation werden will, brechen oder auch nur beugen?“ In dieser Frage spiegelt sich das Schicksal dieses Volksringens um Sein oder Nichtsein.

Der junge Dichter Arnold Krieger vereinigt historischen Tiefblick mit erstaunlicher Unabhängigkeit des Geistes. In seiner kraftvollen Darstellung wird die geschichtliche Wirklichkeit zum Symbol des Kampfes zwischen Macht und Gewissen. Es ist ein grandioses Buch; menschlich von einer unerhörten Tragik und Tiefe beseelt, politisch von einer Weitsicht und Schärfe beherrscht, spiegelt es den Existenzkampf eines ganzen Volkes in seinen Urtönen und Urinstinkten. Das Erscheinen dieses Buches ist zugleich für den Volksverband der Bücherfreunde die beste Empfehlung. Die vornehme, gediegene Ausstattung erhöht die Freude am Besitz dieser literarisch wertvollen Ersterscheinung, die unbedingt vor allem auch in die Bücherei eines jeden jungen Deutschen gehört. Darüber hinaus bietet das über 500 Werke enthaltende Buchprogramm des Volksverbandes der Bücherfreunde (kostenlos und unverbindlich anfordern von der Hauptgeschäftsstelle Berlin-Charlottenburg 2, Berliner Straße 42/43), eine reiche Fülle geistiger Anregungen

Philosophie.

Friedrich Nietzsche. Von Harald Landry. Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg 2. 225 Seiten. In Halbleder gebunden RM 2.90.

Ohne Nietzsche ist die Geschichte der modernen Weltliteratur nicht denkbar. Aber Nietzsche hat auch viele Geheimnisse aufgezeigt, deren Bedeutung tief in das reale Leben hineinwirkt. Gerade die neueste Entwicklung der Seelenlehre und der Kulturwissenschaft beweist, wie viele und wie wichtige Anregungen Nietzsche der heutigen Erkenntnis gegeben hat. Die neue Triebpsychologie, die Psychoanalyse, ebenso die moderne Geschichtsphilosophie und Soziologie verarbeiten seine Gedanken. Das Landrysche Nietzsche-Buch ist eine kritische Darstellung, es ist keine trockene Biographie, sondern verbindet mit einer Charakteristik der Persönlichkeit eine klare Kennzeichnung der sachlichen Beziehungen, die zwischen Nietzsche und der heutigen Zeit bestehen. Die Darstellung kommt vom rein Persönlichen — in das an entsprechender biographischer Stelle kurze und nüchterne Skizzen der Hauptwerke eingestreut sind — über eine Untersuchung des, sozusagen, philosophisch Auswertbaren am persönlichen Schicksal Nietzsches zu einer Darlegung und Kritik der eigentlichen philosophischen Thematik seines Schaffens. Der letzte Abschnitt untersucht, was von ihm — und in welcher Form — lebendig und wirksam geblieben ist. Die Wissenschaftliche Jahresreihe des V. d. B., die bereits eine Reihe recht markanter Werke aufweist, erhält durch dieses hochinteressante Nietzsche-Buch eine wesentliche Bereicherung.

Frau und Haushalt.

Was mich Frauen fragen. Von Dr. J. M. Josma, Verlag „Albrecht Dürer“, Wien 7., Bandgasse 28. Umfang 80 Seiten, Preis gebestet S 1.20, gebunden S 2.—. (Fortsetzung auf der 3. Umschlagsseite.)



Das Waldviertel

1. Jahrg.

15. Juli/1. Sept. 1934

Doppelfolge 5/6

Die Kuenringer in Zöbing.

Von Kooperator Rudolf Schierer, Dobersberg.

1. Fortsetzung.

Heinrich I. von Zöbing zirka 1100 bis zirka 1172.

Aus der Zeit zwischen 1125 bis 1136 ist uns eine Urkunde⁷⁾ erhalten, sehr wahrscheinlich in Salzburg ausgestellt, von Markgraf Leopold III. dem Heiligen, unserem jetzigen Landespatron. Durch diese Urkunde erläßt er dem Salzburger Domkapitel alle Abgaben von dessen Weingarten bei Teillant bei Krems. Daß damals auch Heinrich I. von Zöbing mit zwei seiner Brüder seinen Markgrafen begleitet hatte, sagt uns die Urkunde, die unter den Zeugen nennt „Heinrich von Guntramsdorf, Adelbero und sein Bruder Heinrich von Zebingen“. Ist die Urkunde, wie Meiller meint, wirklich Ende des Jahres 1125 ausgestellt, so würde daraus folgen, daß die genannten Brüder mit ihrem Markgrafen auch bei der Königswahl in Mainz waren, wo Leopold dem Heiligen in Gegenwart von 60.000 Rittern die deutsche Krone angeboten wurde. Auf der Rückreise hätten sie dann einen „Besuch am Grabe des hl. Rupert“ in Salzburg gemacht. Das eine wird man auf jeden Fall annehmen können, daß das Geschlecht der Kuenringer, der bedeutendsten Ministerialen der Babenberger, wie bei allen wichtigen Anlässen so auch im Sommer 1125 am Zuge Markgraf Leopolds des Heiligen nach Mainz teilgenommen habe.

Nach dem Tode des Markgrafen Leopold III. des Heiligen, übernahm dessen Sohn Leopold IV. die Regierung der Ostmark. Ihm wurde 1139 von seinem Stiefbruder König Konrad III. das Herzogtum Baiern übertragen. Aber Leopold IV. mußte sich das Land erst erkämpfen gegen den bisherigen Besitzer, den Welfen Heinrich den Stolzen. Heinrich von Zöbing leistete seinem Markgrafen treuen Waffendienst bei den Kämpfen in Baiern. Aber schon 1141 am 18. Oktober raffte der Tod seinen Markgrafen dahin. Heinrich I. von Zöbing und seine Brüder Albero von Kuenring und Heinrich von Gundramsorf umstanden nebst anderen österreichischen Edlen das Krankenlager ihres Markgrafen im bairischen Kloster Altaich. Dort waren sie auch Zeugen einer letztwilligen Verfügung Leopolds IV., der auf dem Sterbebette dem Kloster Zwettl noch das Gut Krumau am Kamp schenkte, für die 300 Mark reinen Silbers, die das Kloster ihm im selben Jahre geliehen hatte⁸⁾.

Am Feste Maria-Himmelfahrt, am 15. August 1156, weilten „Adelbero von Kuenring und sein Bruder Heinrich von Zebingen“ beim Markgrafen

⁷⁾ Meiller: Regesten zur Geschichte der Babenberger, Seite 17, Nr. 35. Mitis: Studien zum älteren Urkundenwesen, Seite 247.

⁸⁾ Fontes rerum Austriacarum, III., Seite 53; Saalbuch des Klosters Zwettl.

Heinrich II. in Klosterneuburg und werden in einer an die Johanniter-Ritter in „Mourberch“ ausgefertigten Urkunde⁹⁾ als Zeugen angeführt.

Ende August 1156 zog Markgraf Heinrich II., der den Beinamen Jasomirgott führte, mit einem stattlichen Gefolge nach Baiern, um den langwierigen Streit über den Besitz dieses Herzogtums auf dem Reichstage zu Regensburg zu beenden. Auch das Haus der Kuenringe machte diesen denkwürdigen Zug mit. Heinrich I. von Zöbing und seine Brüder Albero III. von Kuenring und Otto von Gobelsburg, seine Vettern Albero II. von Gobelsburg und Pilgrim, Pfarrer von Zwettl, befanden sich im Gefolge des Markgrafen. Aus dem südöstlichen Waldviertel zogen auch Otto von Rehberg und sein Bruder Berthold, Rudiger von Droß und Heinrich von Lengenfeld und sicherlich noch manche andere Ritter aus dem Waldviertel, deren Namen uns nicht überliefert sind, mit ihren Reifigen im Gefolge ihres Markgrafen nach Baiern. Zu Barbingen, unweit der Stadt Regensburg, schlugen die Mannen aus der Ostmark ihre Zeltlager auf. Viele Herzoge, Markgrafen und Bischöfe waren zu diesem Reichstage des Kaisers Friedrich Barbarossa gekommen. Markgraf Heinrich Jasomirgott von der Ostmark söhnte sich auf freiem Felde in Gegenwart der Reichsstände mit seinem Gegner Heinrich dem Löwen, dem Welfen, aus. Heinrich Jasomirgott leistete feierlich auf das Herzogtum Baiern Verzicht, indem er, gemäß der bilderreichen Rechtsprache jener Zeit, die sieben Fahnen, die Sinnbilder Baierns und der Ostmark, dem Kaiser Friedrich Barbarossa übergab. Der Kaiser folgte sie Heinrich dem Löwen aus, doch stellte dieser zwei Fahnen, die Sinnbilder der Ostmark, dem Kaiser zurück. Friedrich Barbarossa erhob nun die Ostmark zu einem Herzogtume und gab sie mit den zwei Fahnen dem Babenberger Heinrich Jasomirgott. Zugleich wurde das neue Herzogtum Oesterreich mit besonderen Privilegien und Rechten ausgestattet, so zum Beispiel, daß die Herzoge Oesterreichs nur auf jenen Reichstagen erscheinen müssen, die in Baiern abgehalten würden, daß sie nur bei solchen Feldzügen dem Kaiser Kriegsdienste zu leisten hätten, die in Oesterreichs Nachbarländer unternommen würden, daß auch Töchter des Herzogs das Erbrecht haben (wie es bei Maria-Theresia in Kraft trat). An diesem denkwürdigen 17. September 1156 war der erste Schritt geschehen zur späteren Großmachtstellung Oesterreichs. Heinrich I. von Zöbing und seine Verwandten sind Zeugen in einer von Heinrich Jasomirgott in Barbingen für das Kloster Ensding ausgestellten Urkunde¹⁰⁾, ebenso auch in einer von Kaiser Friedrich Barbarossa am 17. September in Regensburg ausgestellten Urkunde¹¹⁾ an den Johanniter-Ritterorden.

Im Jahre 1156 wird Heinrich von Zöbing und seine Verwandten Adalber von Kuenring und Pilgrim von Zwettl im Saalbuch von Göttweig¹²⁾ als Zeuge genannt. Am 17. April 1158 bestätigen Albero von Kuenring und Heinrich von Zöbing einen Vertrag zwischen Bischof Otto von Freising¹³⁾ und dem Kloster St. Georgen (damals an der Traisenmündung gelegen).

1161 bestätigt Herzog Heinrich II. Jasomirgott einen Gütertausch zwischen dem Kloster Göttweig und dem Markgrafen Ottokar von Steiermark¹⁴⁾. Unter den Zeugen sind auch die Kuenringer: „Adalbero (II.) von Gobelsburg, Adalbero (III.) von Kuenring“. (Und dessen Brüder) „Heinrich von Zebingen und die Brüder dieses Heinrich, Rapoto (von Schönberg), Otto (von Burchartsdorf und später von Gobelsburg), Heinrich (von Guntramsdorf)“.

1162 treffen wir Heinrich von Zöbing und Adalber von Kuenring, auch Ekenbert von Gars mit ihrem Herzog in St. Pölten¹⁵⁾.

⁹⁾ Meiller: Regesten zur Geschichte der Babenberger, Seite 37, Nr. 31.

¹⁰⁾ Meiller: Regesten zur Geschichte der Babenberger, Seite 38, Nr. 32.

¹¹⁾ Boček: Cod.-Diplom. Morav., Seite 219, Nr. 4, Nachtrag. Frieß: Die Herren von Kuenring, Regesten, Seite 4.

¹²⁾ Fontes rerum Austriacarum, VIII., Seite 97, Saalbuch von Göttweig.

¹³⁾ Fontes rerum Austriacarum, XXXI., Seite 102, Urkunden von Freising.

¹⁴⁾ Meiller: Regesten zur Geschichte der Babenberger, Seite 44, Nr. 54.

¹⁵⁾ Blätter für Landeskunde, XIII., Seite 113 (Nachträge zu Meillers Regesten, von J. Wendrinsky).

1169 weilten Heinrich von Zöbing und Adelber, sein Bruder, beim Herzog in Wien und sind Zeugen in einer an das Kloster Admont gerichteten Urkunde¹⁶⁾.

Gegen 1170, in einer von Herzog Heinrich II. an das damalige Frauenkloster von Admont ausgestellten Urkunde¹⁷⁾ werden von den Ministerialen des Herzogs als Zeugen genannt: „Adelbero von Chunringen und seine Brüder Otto von Gobelsburg, Heinrich von Gundramsdorf, Heinrich von Zebingen.“

Auch im Saalbuch von Klosterneuburg ist Heinrich I. von Zöbing zweimal unter den Zeugen bei Stiftungen angeführt¹⁸⁾. Ueberhaupt scheint er dort oft zugekehrt zu sein bei seinen Fahrten an den Hof des Herzogs, auf die Burg am Rahlenberg und später auch in die neue Herzogsburg in Wien.

Heinrich von Zöbing besaß auch Dorf und Burg Straninesdorf, das heutige Stronsdorf (B. U. M. B.). Als Herr von Straninesdorf erscheint er zirka 1170 in einer Urkunde¹⁹⁾, durch die ein gewisser Richwinus auf das Gut Hirtina Verzicht leistet, das von dem bekannten Minnesänger Dietmar von Aist an das bairische Kloster Aldersbach geschenkt worden war. Zeugen dieser Verzichtleistung sind der Herzog Heinrich II. Jasomirgott und nebst anderen auch: „Adalbero von Chunringen und sein Bruder Otto von Gobelsburg. Heinrich ihr Bruder von Straninesdorf und sein Sohn Heinrich und Richardus“. Stronsdorf dürfte Heinrich durch Erbschaft oder Kauf von dem kinderlosen Richard von Straninesdorf erworben haben, der nach dem Jahre 1164 nicht mehr urkundlich genannt wird.

Den Reichtum Heinrich I. von Zöbing zeigen uns auch seine Schenkungen, die er an die Klöster Zwettl und Heiligenkreuz machte. Im Kloster Zwettl, das von seinem Vetter Hadmar I. von Kuenring vor Weihnachten 1138 gegründet wurde, ist eine Notiz aus dem Jahre 1171 erhalten: „... Auch der Herr Heinrich von Zöbing gab uns einen Hof (curia) in ‚Werd‘, welches jetzt Hedreistorf (= Hadersdorf) genannt wird“. Eine spätere Notiz²⁰⁾, spätestens aus dem Jahre 1215 stammend, besagt: „Die Alten dieses Hauses bezeugen, daß die Besitzung (grangia) in Hadersdorf ihren Anfang genommen habe aus zwei freien Gütern in Chambarn (jetzt Kammern), die uns von Albero von Kuenring gegeben wurden... und mit jenen Aedern, die Herr Heinrich von Zöbing seligen Angedenkens, mit derselben Besitzung (mageria) zuerst unserem Hause gab in Werd, welches jetzt Hadersdorf genannt wird.“

Dem Mutterkloster von Zwettl, Heiligenkreuz im Wienerwald, das sich in der folgenden Zeit immer der besonderen Begünstigung durch das Geschlecht der Zöbinger erfreute, gab Heinrich I. in Hadersdorf elf Lehen und das Bergrecht²¹⁾ (das Recht, die Weingärtensteuer einzuheben).

In einem Schreiben Papst Gregor IX., womit dieser das Kloster Heiligenkreuz im Jahre 1232 auf Bitten des dortigen Abtes in seinen besonderen Schutz nimmt, nennt der Papst ausdrücklich die Besitzungen, die das Kloster von den Herren von

¹⁶⁾ Meiller: Regesten zur Geschichte der Babenberger, Seite 48, Nr. 71.

¹⁷⁾ Meiller: Regesten zur Geschichte der Babenberger, Seite 52, Nr. 88. Meiller setzt diese undatierte Urkunde in das Jahr 1175, da ein als Zeuge genannter Graf Heinrich von Plain erst in diesem Jahre urkundlich vorkommt. Heinrich I. von Zöbing ist jedoch um diese Zeit schon gestorben, und darum muß die Urkunde schon um 1170 angefertigt werden. Außerdem schrieb Meiller: „Adelbero v. K.“ und „sein Bruder“ Otto v. G. Aber Professor Frieß, der das beim Brande des Klosters Admont (1865) zugrundegegangene Saalbuch vorher noch studieren konnte, bezeugt in seiner Schrift: „Die Herren v. Kuenring“, Seite 30, daß im Original stand: „und seine Brüder“.

¹⁸⁾ Fontes rerum Austriacarum, IV., Seite 16 u. 54.

¹⁹⁾ Monumenta Boica, V., Seite 337, Meiller, der den Wortlaut aus Mon. Boica übernommen hat, hat einen Fehler gemacht, indem er nur einen Sohn Heinrichs gelten ließ, und darum das Wort „und“ erst nach dem Wort „Richardus“ setzt. Bei ihm heißt es Seite 48, Nr. 74, fälschlich: „sein Sohn Heinrich Richardus und Heinrich von Mistelbach.“

²⁰⁾ Fontes rerum Austriacarum, III., Seite 57 u. 89.

²¹⁾ Fontes rerum Austriacarum, XI., Seite 26, Nr. 18.

Zöbing erhalten hat. „Possessiones . . . quae quondam Henricus dictus senex de Cebing miles . . .“ „Die Besitzungen, die ein gewisser Heinrich, genannt der alte Haudegen von Zöbing . . . euch gegeben hat.“ Das alte deutsche Wort „Degen“ bedeutet nicht Schwert, sondern „tüchtiger Mann, Kriegermann“²²⁾. Da Papst Gregor IX. sicherlich den Heinrich I. von Zöbing persönlich nicht mehr gekannt hat, hat er in seinem Schreiben die Worte des Abtes von Heiligenkreuz wiederholt. Daraus folgt, daß Heinrich von Zöbing noch 60 Jahre nach seinem Tode und sicherlich auch schon zu Lebzeiten unter dem Beinamen „der alte Haudegen von Zöbing“ bekannt war. Abt Egilolfus hat dann in seinem lateinischen Bittschreiben an den Papst diesen Beinamen ins Lateinische übersetzt, um auf diese Weise die Person Heinrich I. von Zöbing eindeutig zu bestimmen²³⁾. Wie und wo sich Heinrich I. von Zöbing diesen Titel erworben hat, ob in den früheren Kämpfen in Baiern, oder durch Teilnahme und besondere Auszeichnung am zweiten allgemeinen Kreuzzug, den Oesterreich mitmachte, das wissen wir nicht. Nur das eine ergibt sich daraus, daß er ein tapferer, unerschrockener Kämpfer gewesen sein mußte bis in sein hohes Alter.

Bald nach 1170 dürfte Heinrich von Zöbing gestorben sein, denn in den späteren Urkunden erscheinen nur mehr seine Söhne.

Die uns bekannt gewordenen Kinder Heinrich I. sind Heinrich, Richard und Albero.

Heinrich, wahrscheinlich der älteste Sohn, erhielt als Erbe die Herrschaft Stronsdorf mit der Burg Stroneck. Seine Gattin, eine gewisse Swikmut, schenkte ihm zwei Söhne, Marchward und Albero. Aber Heinrich von Stronsdorf starb schon frühe. Schon 1192 nennt sich seine Gattin eine Witwe²⁴⁾. Später starb überhaupt die Linie Stronsdorf aus und dieses Gut fiel wieder zurück an die Besitzer von Zöbing.

Die anderen Söhne Heinrichs I. von Zöbing waren Richard und Albero, die sich nach Zöbing benennen. Besonders Richard gewann eine große Bedeutung in der Ostmark und vergrößerte den Ruhm seines Hauses.

(Fortsetzung folgt.)

Zur älteren Geschichte von Schrems.

Von Pfarrer Rupert Hauer, Dietmanns bei Gmünd.

Die ältere Geschichte so mancher auch größerer Orte des Waldviertels ist in Dunkel gehüllt, weil die Nachrichten über diese Zeit sehr spärlich fließen oder ganz schweigen. Man kann dann die ältere Geschichte solcher Orte nur mit mehr oder minder großer Wahrscheinlichkeit rekonstruieren, und zwar aus den spärlichen Nachrichten und den Verhältnissen der Umgebung, beziehungsweise angrenzender Gebiete. Es soll hier auf diesem Wege der Versuch gemacht werden, die älteste Geschichte von Schrems, beziehungsweise des Gebietes von Schrems soweit zu klären, als es unter den gegebenen Umständen möglich ist.

Betrachtet man auf der von Lechner (Jahrb. f. Landesk., 1924) veröffentlichten „Grundbesitzkarte des niederösterreichischen Waldviertels“ die ältesten Besitzverhältnisse, so sieht man, daß das kleine Gebiet von Schrems rings von großen Herrschaftsbezirken umgeben ist. Im Norden und Westen grenzt die alte Grafschaft Raabs, beziehungsweise Litjau-Heidenreichstein an, im Süden das Kolonisationsgebiet der Ruenringer, im Osten dagegen der Besitz der Herren von Pernegg. Dieses eigenartige Verhältnis des Schremser Gebietes läßt kaum eine andere Erklärung zu, als daß es einst von einem der großen Herrschaftsgebiete abgetrennt und selbständig geworden ist. Aber von welchem?

Lechner vermutet als Stammgebiet die Grafschaft Raabs (Jahrb. f. Landesk. 1928, S. 94, Anm. 4). Diese umfaßte einst zwei Drittel des heutigen Bezirkes Waidhofen und die nördliche Hälfte des Bezirkes Gmünd. Diese Grafschaft

²²⁾ Wasserzieher: Leben und Wesen der Sprache, 5. Auflage, Seite 190.

²³⁾ Das lateinische Wort „miles“ kann darum in diesem Falle nicht wie sonst in den Urkunden jener Zeit einen Kriegsknecht bedeuten, der einem Ritter untertan ist und nur ein bestimmtes Gut für ihn zu verwalten hat.

²⁴⁾ Fontes rerum Austriacarum, IV., Seite 98.

Raabs wurde im Jahre 1282 geteilt und die westliche Hälfte derselben erscheint nunmehr selbständig als Grafschaft Litschau-Heidenreichstein.

Die Grafen von Raabs hatten im 11. Jahrhundert durch kaiserliche Schenkungen das Gebiet um Raabs und westlich davon in Besitz und besiedelten nun dieses Gebiet in der zweiten Hälfte des 11. und in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Im Jahre 1112 hat die Besiedlung bereits den Rainberg erreicht, wie wir aus dem Zehentregister des Klosters Herzogenburg ersehen können (Archiv, IX, 244ff.). In weiterer Folge wurde auch das Gebiet von Litschau und Heidenreichstein in die Besiedlung einbezogen. Dieses ganze weite Gebiet bildete die ursprüngliche Grafschaft Raabs.

Um das Jahr 1192 starb Konrad, der letzte Graf von Raabs; er hatte zwei Töchter, Sofie und Agnes. Letztere heiratete den Grafen Gebhard von Hirschberg und brachte ihm die Hälfte der Grafschaft Raabs in die Ehe, ohne daß eine eigentliche Teilung in zwei scharf getrennte Gebiete stattgefunden hätte. Es ist daher für diese Zeit eine genaue Abgrenzung nicht möglich, aber jedenfalls war Agnes die westliche Hälfte zugefallen.

In dem mit Bayern im Jahre 1253 ausgebrochenen Kampfe stand Gebhard von Hirschberg auf Seite Bayerns und wohl aus Rache dafür wurde ihm nun durch König Ottokar von Böhmen, den der Landesherr gerufen hatte, die Grafschaft entzogen. Wohl im selben Jahre wurden die Grafen Otto und Konrad von Plawe-Hardegg mit der Grafschaft Raabs belehnt; sie waren beide Ottokar treu ergeben. Beide fielen aber am 26. Juni 1260 bei Staaz im Kampfe gegen König Bela von Ungarn und noch im selben Jahre verließ König Ottokar die Grafschaft Raabs dem Wook von Rosenberg. Bei dieser Gelegenheit nun war es wohl, wo nach der Vermutung Lechners das Gebiet von Schrems von der Grafschaft Raabs abgetrennt und Wilbirg, der Witwe des gefallenen Grafen Otto, überlassen worden ist. Durch sie ist das Schremser Gebiet dann wohl an die jüngere Linie der Grafen von Hardegg gekommen.

Lechners Annahme hat viel für sich. Zunächst spricht ein zeitliches Moment dafür; denn erst seit 1278 erscheint Schrems als Bestandteil der Herrschaft Hardegg (Heilsberg, Bitis, S. 20). Der Ortsname Gebharts, nordöstlich von Schrems, ist ein weiteres Beweismoment für Lechners Annahme. Dieser Ort geht nämlich auf einen Gebhard als Gründer zurück und dieser Name ist bei den Grafen von Hirschberg Hausname. Ein drittes Moment für die Richtigkeit von Lechners Annahme sehe ich in der Art der Umgrenzung des Schremser Gebietes, soweit es nicht zur Herrschaft Hardegg gehörte. Während nämlich die Süd- und Ostgrenze natürliche Grenzlinien sind, die Braunau und ihre Zuflüsse einerseits, der Taudlingbach andererseits, entbehrt die Westgrenze und besonders die Nordgrenze einer solchen natürlichen Grenzlinie, so daß man unwillkürlich den Eindruck hat, daß eben hier dieses kleinere Gebiet von einem größeren Stammgebiete abgetrennt worden sei, als das eben nur die Grafschaft Raabs in Betracht kommen kann.

Aus diesen Gründen, glaube ich, ist nicht mehr zu zweifeln, daß das Schremser Gebiet einst ebenfalls Bestandteil der Grafschaft Raabs war, aber im Jahre 1260 von derselben abgetrennt und schließlich Bestandteil der Grafschaft Hardegg geworden ist.

Der Umfang dieses damals abgetrennten Gebietes läßt sich unschwer feststellen. Im Lehenbuche Herzog Albrecht V. aus der Zeit um 1432 finden wir im Schremser Gebiet folgende Ortschaften als zur Grafschaft Hardegg gehörig: Breitensee, Eibenstein, Gebharts, Grillenstein, Gutenbrunn, Heinreichs, Kottlinghormanns, Pürbach, Schrems, Nieder-Schrems und Schwarza (Stowasser, Das Land und der Herzog, S. 101ff. Das von Stowasser angeführte Kleedorf gehört nicht hierher, sondern liegt bei Göllersdorf, Bezirk Oberhollabrunn).

Aus der wechselvollen Geschichte des Landgerichtes Schrems, das mit dem ursprünglichen Herrschaftsgebiet zusammenfällt, erfährt die Zahl der zugehörigen Ortschaften noch eine Erweiterung. In den Jahren 1592 ff. kaufte Frau Amalia Römer auf Grünau von der Herrschaft Schrems die Dörfer Taudling, Stoies, Edelprinz, Wiedersfeld und Heinreichs, die später dann ein eigenes Landgericht Heinreichs bildeten (Heilsberg, Bitis, S. 61); 1761 wurden sie aber wieder mit Schrems vereinigt.

Ferner gehörte nach dem Urbar der Herrschaft Schrems vom Jahre 1595 das nur durch den Taudlingbach von Bitis getrennte Gadorf zur Herrschaft Schrems, welches aber 1665 der Besitzer von Schwarzenau, Karl Konstantin Ulrici, einfach für sich in Anspruch nahm, und dabei ist es auch fernerhin geblieben (Heilsberg, S. 20 u. 83).

Im Jahre 1597 wurde das Landgericht Schwarza, und zwar Lang-Schwarza, Eulenhach und Gutenbrunn, an Meires verkauft, aber 1761 wieder mit Schrems vereinigt (Grund, Erläuterungen, S. 59). Im Jahre 1591 wurde das Landgericht zu Kurz-Schwarza und Pürbach an Kirchberg am Walde verkauft (Grund, Erläuterungen, S. 62). Grillenstein, Eibenstein und Breitensee wurden im Jahre 1590, zur Zeit, als Gmünd und Schrems einen Besitzer hatten, zur Herrschaft und Landgericht Gmünd gezogen (Grund, S. 59); sie gehörten noch bis zum Jahre 1760 zur Pfarre Schrems und kamen erst in diesem Jahre zur Pfarre Gmünd, Breitensee zu Zuggers.

In den meisten der genannten Orte erscheinen noch 1636 die Hardeggschen Zehente im Besitze der Herrschaft Kirchberg am Walde, wobei es auffällig ist, daß Julius Graf von Hardegg auch mit dem Drittelzehent auf der „Hofbraiten“ zu Kirchberg belehnt (Top. v. N.-De. V, S. 130).

Somit umfaßte der Besitz der Grafen von Hardegg im Schremser Gebiet, d. h. Herrschaft und Landgericht, einst folgende Orte: Breitensee, Groß-Eibenstein (Klein-Eibenstein bestand damals noch nicht), Edelprinz, Eulenbach, Gadorf, Gebharts, Grillenstein, Gutenbrunn, Heinreichs, Jaudling, Kottlinghormanns, Pürbach, Schrems, Nieder-Schrems, Lang- und Kurz-Schwarza, Stones und Wiederfeld.

Auffällig und ohne Erklärung bleibt es, daß Stoies jenseits des Jaudlingbaches zu Schrems gehörte, während Tschles diesseits desselben zum Landgericht und zur Herrschaft Schwarzenau gehörten. Es dürfte sich hier wohl um einen Besitztausch zwischen Schrems und Schwarzenau in späterer Zeit handeln. So manche Unklarheit, die gerade hier im Südostwinkel des alten Schremser Gebietes noch herrscht, so z. B. auch das Patronatsrecht über die Pfarre Bitis, das einst Schrems inne hatte, dürfte vielleicht darin seine Ursache haben, daß das Gebiet der Pfarre Bitis sich aus zwei verschiedenen Grundbesitzbezirken, nämlich Schrems und Schwarzenau, zusammensetzte. Das aber dürfte wohl bereits feststehen, daß das Schremser Gebiet ursprünglich zur Grafschaft Raabs gehört hat.

Die Georgikirche im Großauer Walde.

Von Dr. Joseph Krinninger, Großau.

Von Burgen und malerischen Schlössern umsäumt, nimmt die Thaya ihren Lauf durch unser Waldviertel. Aber nicht nur diese Zeugen prunkvoller und längst entschwundener Herrenmacht schmücken ihren Weg. In tiefer Einsamkeit gibt manch verstecktes Waldkirchlein Kunde von dem frommen Sinne der Vorfahren, und wenn heute auch die meisten dieser uralten Kirchen und Kapellen längst verfallen sind, so bieten dem Wanderer durch das Thayatal die unvermutet auftauchenden Bilder aus ferner Vergangenheit auch heute noch manch schöne Ueberraschung.

Die Geschichte eines dieser Kirchlein will ich nun hier erzählen.

Etwa eine halbe Gehstunde nordwestwärts von dem Dorfe Modstiedl bei Raabs, dort, wo die mährische Thaya unterhalb der Zundmühle ein Knie nach Süden zu macht, stehen mitten in dem nach ihr benannten „Georgiwalde“ die Reste der alten St. Georgskapelle.

Eine 9 Meter hohe Giebelwand mit zwei übereinanderliegenden Fensteröffnungen schließt den Bau nach Westen, gegen die Thaya zu ab, doch von ihm selbst sind außer der Giebelwand nur mehr die Grundmauern erhalten. Auch diese verschwinden immer mehr in dem hoch wuchernden Waldesdickicht.

Wann die Kirche erbaut wurde und wer der fromme Stifter war, wissen wir nicht. Doch sicher ist, daß ihr Ursprung ins ferne Mittelalter zurückreicht. Vielleicht geht ihre Erbauung auf jene Zeit zurück, da das Stift St. Georgen a. d. Traisen in der ganzen Gegend und insbesondere in Großau begütert war, wie dies seit der Gründung desselben im Jahre 1112 in der „prima fundacio“ und ausführlicher im Jahre 1230 beurkundet ist.¹⁾ Am 9. März 1375 belehnte Herzog Albrecht III. in Wien den Niklas Pilling den Älteren von St. Gilgenberg mit dem von Niklas Weizenbeck und seinem Bruder Bernhard erkaufenen Holze „am St. Georgenberg.“²⁾ Hieraus ergibt sich mit Sicherheit der Bestand einer St. Georgskapelle, da ja von ihr die Ortsbenennung abzuleiten ist.

Es ist wahrscheinlich, daß auch schon damals ein frommer Einsiedler bei der Kapelle lebte und sie erhielt, doch ist uns davon keine Kunde geblieben. Nur eine zum Teil verfallene Höhle unterhalb der Kirche, am felsigen Steilabfall zur Thaya zu, könnte vielleicht als die erste Behausung des Einsiedlers angesprochen werden.

Wir finden urkundlich erst am 10. Juni 1501 (Gottleichnamstag) die Georgikapelle wieder erwähnt, an welchem Tage Lorenz Großauer von Großau und seine Hausfrau Agnetha dem Pfarrer von Eibenstein die „Turnwiese“, gelegen bei „Sand Joring“, verkauften. Die Originalurkunde mit dem Siegel des Herrn von Großau und dem des Paul Florstett zu Suezbach als Zeugen, befindet sich im Stiftsarchiv zu Geras.³⁾ Diese Turnwiese besaßen laut Raabscher Urbar im Jahre 1551 die Zehleute zu Eibenstein. Ob aus der Bezeichnung „Turnwiese“ geschlossen werden kann,⁴⁾ daß bei der Kapelle auch

¹⁾ Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen, Bd. 9, S. 254.

²⁾ Lichnowsky, Habsburg IV., Regesten Nr. 1210, Gesch. Beilagen zum St. Pöltner Diözesanblatt, VIII., S. 434, Bl. f. Landeskunde, 1900, S. 477.

³⁾ Blätter des Ver. f. Landeskunde von Nied.-Oest., 1895, S. 341, 363—365, Alfons Zaf, Eibenstein und Primmersdorf, 2 Schlösser an der Thaya.

⁴⁾ Monatsblätter des Wiener Altertumsvereins, 1896, 58, S. 151.

ein Vorwerk mit Beste bestanden habe, erscheint mir recht zweifelhaft. Denn die alte Burg Großau kann es nicht gewesen sein, da diese, ein schönes Stück nordostwärts von der Kapelle entfernt, an der Thana lag und von ihr noch durch drei Quertäler getrennt war. Von einer anderen Beste in der Nähe der Georgikirche wird jedoch nirgends Erwähnung getan.

Wir hören dann wieder von der Kapelle, als am 23. November 1574 Hans Georg von Kueffstein seine beiden Besten Primmersdorf und Großau dem Freiherrn Niklas von Puechheim, Herrn auf Raabs, verkaufte. Das Originalpergament mit drei anhängenden Siegeln befindet sich im Stiftsarchiv zu Herzogenburg.⁵⁾ Der Käufer Niklas von Puechheim erhielt am selben Tage auch ein Urbar. Darin ist bei der Beschreibung der zum Gute Großau gehörigen Gründe folgendes zu lesen:



Ruine bei der Georgikirche bei Großau.

„Gehülz. Das Gehülz, so man bey Sandt Georgen nennt, hebt sich heroben an der Modtsidler gemainholz und geet hinab ober die Leitten auf die Wisen so an der Thana ligt, für die Junkhermüll hinauf, wie daselbst mit Rainen und Stainen ordentlich ausgemacht ist.“

In den nun folgenden Jahrzehnten verfiel die alte Kapelle.⁶⁾ Ob dies auf die langwierigen Kriege der Zeit, auf den Uebertritt der Grundherren und ihrer Untertanen zum lutherischen Glauben oder auf andere Ursachen zurückzuführen ist, wissen wir nicht. Erst im Jahre 1687 stellte der Dechant von Raabs, Johann Simon Brandtner, die Kapelle wieder her und stiftete in seinem Testament d. d. 21. Juni 1701 zur Erhaltung und Vergrößerung derselben und zur Begehung eines Seelenamtes am Tage vor St. Georgi 500 Gulden. Der betreffende Abschnitt seines Testamentes lautet:

„Zu der St. Georgikapelle, so ich von Grund erbauen, in und außen zieren lassen, verschaffe ich 500 fl., damit man solche noch etwas größer bauen solle mit diesem Geld und wegen der Baukosten bitt ich das hohe Passauer Konsistorium und meinen Successor damit ganz ordentlich zu disponieren und solches zu applicieren anbey zu merken, daß mein Successor vor mich den Tag vor S. Georgi ein Requiem in derselben Kapelle draußen zu allen ewigen Zeiten halten solle. Die Bezahlung kann man entweder von dem am Tage S. Georgii entfallenden Sammelgeld bezahlen oder von den 500 fl. hernehmen.“⁷⁾

Dechant Brandtner ließ auch die Einsiedelei neu einrichten. Kapelle und Klausen wurden der Jurisdiktion des Pfarrers von Raabs unterstellt, während sie bis dahin zu

⁵⁾ Zák. loco citato in den Blättern des Vereines f. Landeskunde, S. 151.

⁶⁾ A. Plessner, „Zur Topographie der verödeten Kirchen und Kapellen im Viertel ober dem Manhartsberg“. Blätter f. Landeskunde, 1900, S. 477.

⁷⁾ Urkundenbuch der landesfürstl. Pfarre und Pfarrkirche zu Raabs, 1830.

Großau gehört hatten. Die neu erbaute Kapelle hatte eine Länge von 14.6 Meter, bei einer Breite von 7.4 Meter und war mit einer halbrunden, eingezogenen Apsis versehen, die 4.3 Meter lang war. Sie hatte sieben eisenvergitterte Fenster, an beiden Seiten Eingänge mit hölzernen Vorhäuschen, einen hölzernen Turm mit Glocke und im Innern drei Altäre. Nebst dem Portatile-Hochaltar mit einem Marienbild noch zwei kleine Seitenaltäre, der eine mit dem Bildnis des heiligen Georg, der andere mit dem der Heiligen Dreifaltigkeit. Im Innern befand sich auch ein kleiner Chor, für welchen alljährlich am Georgifeste ein Positiv von Raabs entlehnt wurde.⁸⁾ Die Kirche selbst war ein rechteckiger Backsteinbau mit Ziegeleinlage. Im Innern war sie im Chore gewölbt, im Langhause mit einer Decke versehen.⁹⁾ Der bei der Georgikirche wohnende Einsiedler hatte neben ihr seine Hütte, deren Standort noch heute in dem am Abhang abgegrabenen ebenen Platz im Walde, links unterhalb der Giebelmauer der Kirche, zu erkennen ist. Die Wohnung des Einsiedlers bestand aus einer geräumigen Zelle mit drei Fenstern, einer Kammer und Küche, außer der sich ein kleiner Garten befand. Alle Reparaturen geschahen aus den Einkünften der Kapelle. Der Einsiedler hatte bei der Kapelle die gewöhnlichen Mesnerdienste zu versehen und an Sonn- und Feiertagen in der Pfarrkirche zu Raabs am Altare mit Rauchfaß und Schüssel zu dienen. Dafür bezog er von der Pfarre Raabs jährlich 6 Megen Korn und 1 Megen Weizen und von der Herrschaft 4 Gulden. Das übrige mußte er sich durch Handarbeit erwerben. Das beschwerlichste aber für ihn war gewiß, insbesondere zur Winterszeit, die Herbeischaffung des Trinkwassers, das er aus einer Quelle über eine hohe Leiten herauftragen mußte.¹⁰⁾

Ueber sämtliche Einnahmen und Ausgaben bei der Kapelle wurde von den Raabser Kirchenvätern alljährlich ordentlich Rechnung gelegt, welche von 1728 bis 1784 noch alle im Pfarrarchive vorhanden sind. Aus diesen ist zu ersehen, daß an der Kapelle öfters Erweiterungen und Verbesserungen vorgenommen wurden, die vorzüglichsten aber in den Jahren 1746 bis 1748. In diesen ward das Mauerwerk der Kapelle durchaus um 1 3/4 Ellen erhöht, eine neue Giebelmauer gegen die Einsiedelei aufgeführt, sechs Fenster neu ausgebrochen, verglast und mit eisernen Gittern verwahrt. Die ganze Kapelle in- und auswendig angeworfen und geweißt; ein neuer hölzerner Turm und über der Kapelle und Einsiedelei ein neues Dach aufgesetzt und alles mit roter Oelfarbe angestrichen. Der Hochaltar wurde repariert und die beiden Seitenaltäre neu gemacht und samt dem Hochaltar staffiert, auch die vier Passionsbilder an den Wänden renoviert, was alles zusammen 400 Gulden kostete.¹¹⁾ Auch im Jahre 1765 wurde die Kirche wiederum renoviert.¹²⁾

Um jene Zeit wurden zweimal im Jahre feierliche Gottesdienste abgehalten, und zwar am Tage vor St. Georgi das vom Dechant Brandtner für sich gestiftete Requiem und am Georgifeste selbst Predigt mit Hochamt, wozu sich oft so viele Menschen prozessionsweise einfanden, daß Altar und Kanzel im Freien aufgerichtet werden mußten und zwei Augustinerpriester aus Gratting Mithilfe leisteten. Auch sonst wurde öfters im Jahre eine heilige Messe gelesen. Es scheint, daß die eremitische Kirche zum heiligen Georg überhaupt eine Art Wallfahrtsort gewesen sei, da man einer in der Nähe entspringenden Quelle besondere Heilkraft zumah. Es wird berichtet, daß im Jahre 1708 besonders viele Leute bei der Kirche zusammenströmten.¹³⁾

Von allen Eremiten, die hier lebten, sind nur drei bekannt; jene nämlich, welche nach der Restauration der Kapelle durch Dechant Brandtner im Jahre 1687 die Einsiedelei bewohnten. Es waren dies nacheinander: Frater Johannes Hauer, Frater Josaphat und Frater Hilarion Felsner. Alle gehörten dem 3. Orden des heiligen Franziskus an, als dessen Mitglieder sie die einfachen Gelübde der Armut, Keuschheit und des Gehorsams abgelegt hatten. In eine braune Kutte gekleidet, umgürtet mit ledernem Cingulum, an dem ein Rosenkranz hing, und gestützt auf einen Knotenstock, sah man sie Sonntags aus ihrer Einsiedelei zur Kirche pilgern und daselbst dem Priester am Altare dienen. Außerdem versahen sie aber auch den Elementarschulunterricht bei vielen Bauernkindern, wofür sie von den Eltern allerlei Proviant und ein mäßiges Honorar bezogen.

Als der letzte Einsiedler, Bruder Hilarion, am 11. Juli 1777 zu Oberndorf bei Raabs, 77 Jahre alt, starb, wurde seine Klausel von keinem Nachfolger mehr bezogen, und da Kaiser Joseph 1782 den Einsiedlerorden gänzlich aufhob, wurde im Jahre 1783 die Eremie und die Kirche gesperrt und 1786 exekriert und abgebrochen, nachdem seit ihrer Wiederherstellung durch Dechant Brandtner genau 100 Jahre verstrichen waren.¹⁴⁾

⁸⁾ Hippolytus, Theol. Monatschrift der Diözese St. Pölten, 1858, S. 219, 220.

⁹⁾ Niederöst. Kunsttopographie, Band VI, Bez. Waidhofen a. d. Thaya, S. 61.

¹⁰⁾ Gedenkbuch der Landesfürstl. Pfarre und Pfarrkirche Raabs, S. 108.

¹¹⁾ Gedenkbuch der Pfarre Raabs, Rechnungen im Pfarrarchiv Raabs.

¹²⁾ Dasselbe und Hippolytus, loco citato, und Nied.-Dest. Kunsttopographie, Bd. VI, 61.

¹³⁾ Niederöst. Kunsttopographie, loco citato.

¹⁴⁾ Plessner, loco citato, und Fahrngruber, Hosianna in excelsis, S. 69.

Die Glocke der Kapelle kam damals nach Pfaffendorf.¹⁵⁾

Das Andenken an den letzten Eremiten bewahrte Dechant Seelhammer durch Errichtung einer Einsiedelei im englischen Garten der Dechantei Raabs, an einer romantischen Stelle am felsigen Steilabfall zur Thaya zu gelegen. Diese Einsiedelei bestand bis in unsere Zeit und erst als in und nach dem Weltkriege Unverstand oder Böswilligkeit dieses Erinnerungszeichen schwer beschädigte und die darinnen sitzende Gestalt des Einsiedlers völlig zerstörte, mußte dieses letzte Andenken an die Eremiten des heiligen Georg abgeräumt werden. Nur die Reste der Kirche selbst stehen noch in dem nach ihr seit Jahrhunderten benannten „Georgiwalde“ und, wie bei so vielen anderen Orten, hat auch an diese alte Stätte der Andacht das Volk seine Sagen geknüpft. So soll die Quelle beim Kirchlein einst der Schimmel des heiligen Georg aus dem Boden gestampft haben. Aber auch die „wilde Jagd“ soll öfters zwischen dem „öden G'schloß“ und der Georgikapelle ihr Wesen treiben. Da reitet ein im Unglauben verstorbener Ritter als „Helm“ und Reiter ohne Kopf zu gewissen Zeiten durch die Luft und macht hiebei die ganze Umgebung unsicher. Sein Schimmel verschwinde dann in der Kapelle. Es sei gefährlich, um diese Zeit im Walde zu sein.¹⁶⁾

So leben im Volke die verschiedensten Erinnerungen ineinander verwoben weiter, wir aber stehen heute ergriffen vor den immer mehr verfallenden Resten dieser jahrhundertalten Weihestätten und denken an die stimmungsvollen Worte Johann Gabriel Seidl's:

Jetzt wallen keine Beter
Den Waldpfad mehr empor;
Verscheuchte Vöglein singen
Ihr Liedchen auf dem Chor. —
Die Zeiten sind verklungen,
Verhallt ist Sang und Wort,
Der Geist der Andacht aber,
Der webt um's Kirchlein fort...

Die Wehrkirche und Friedhof-Befestigung in Lengensfeld.

Von Stephan B i e d e r m a n n, Pfarrer in Rastensfeld.

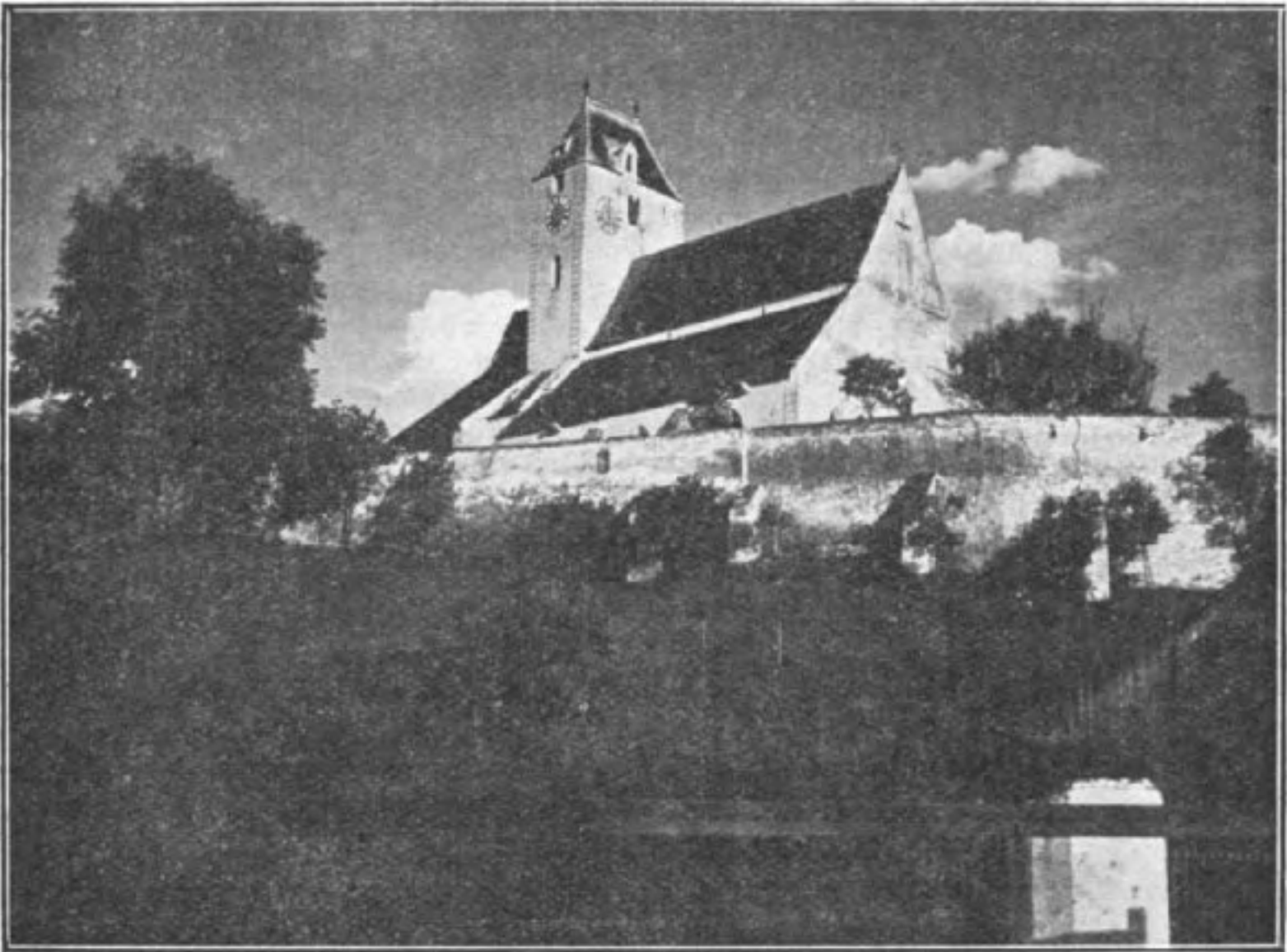
Den befestigten Wachau- und Kremstal-Kirchen ist auch Lengensfeld zuzuzählen, das schon deshalb von ganz besonderem Interesse ist, weil hier die Kirchhofbefestigung gut erhalten und die Kirche als bewuhter Wehrbau unverkennbar ist. Hier war ja das Gotteshaus direkt aus der Burganlage hervorgegangen, nicht nur, wie z. B. Rehberg oder Senftenberg, in die Befestigungsanlage der Burg einbezogen worden. Der Baubefund auf dem Kirchendachboden gibt deutliche Anhaltspunkte:

Die Hauptmauern sind über dem gotischen Kirchengewölbe, das um 1400 eingespant wurde, hoch aufgeführt, zeigen rohes Bruchsteingemäuer ohne Verputz, ein Zeichen, daß dieser Raum niemals zum eigentlichen Kircheninnern gehört hat. Vor der Gewölbespannung mag das Schiff in gleicher Höhe eine flache Holzdecke gehabt haben. An der Nord- und Südwand war je ein breites Ausfallfenster, die jedenfalls von Pechnasen herkommen, als noch keine Seitenschiffe zugebaut waren. An der westlichen Giebelwand ist über dem Hauptportale der Kirche gleichfalls eine ehemalige Pechnase festzustellen.

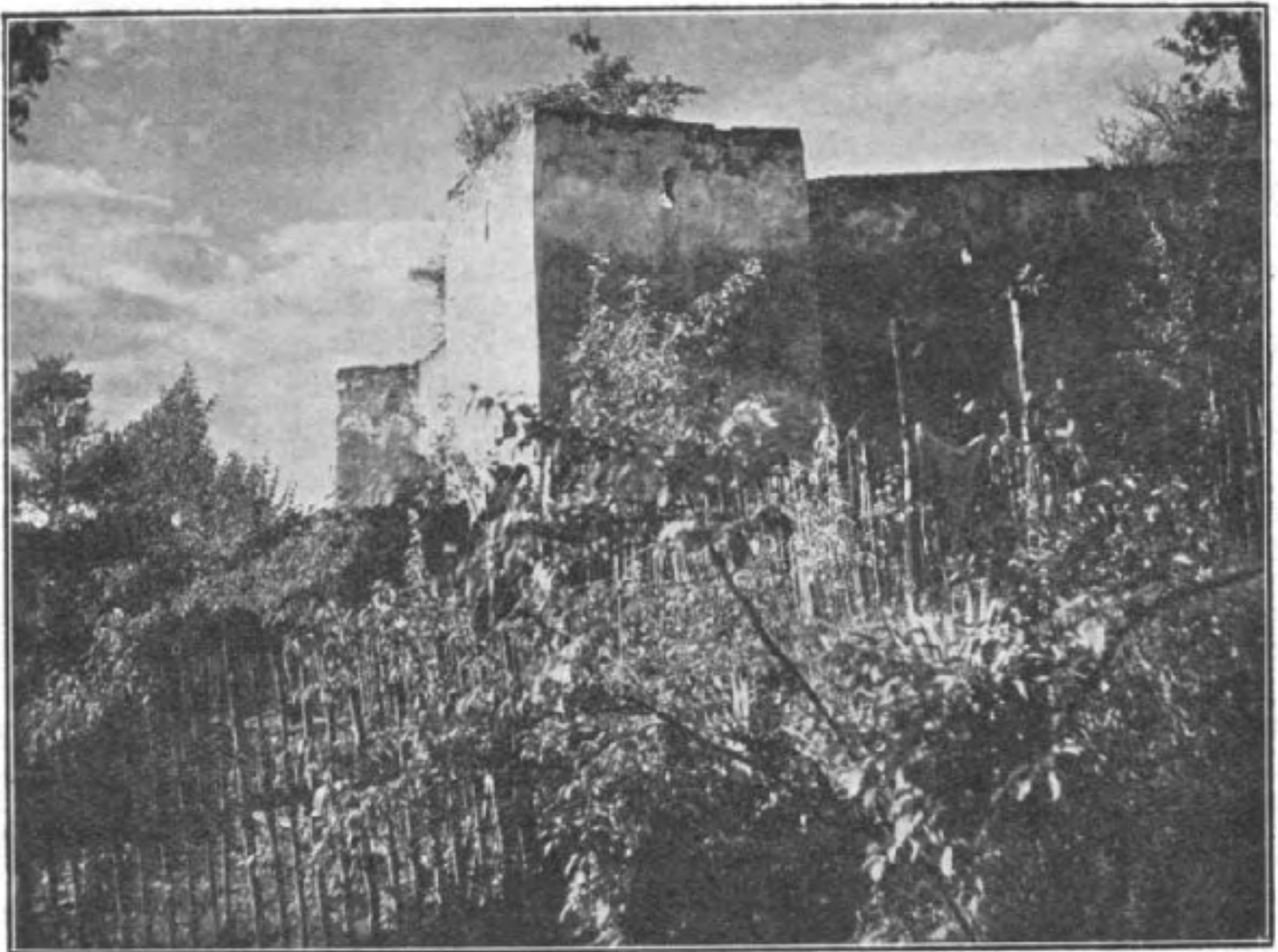
Der Hochraum des Dachbodens war durch einen Bretterbelag auf Querbalken zweigeteilt, die Balkenlöcher in den beiden Längsmauern sind alle offen erhalten; der untere dunklere Raum über dem Gewölbe dürfte als letzter Aufenthaltsort (Fluchort) für Frauen und Kinder gedient haben, wenn in der Kirche unten kein Verbleiben mehr möglich gewesen wäre, der Raum über dem Bretterboden war zu Wehrzwecken geschaffen. Gegen Süden und Norden sehen wir je zwei Lichtschlitze mit nach außen sich weitenden Leibungen, die von der inneren Holzdecke aus ein Bestreichen der ganzen Ortslänge mit Feuerwaffen ermöglichten. Die Ostmauer des Turmes zeigt gleichfalls zwei heute vermauerte Auslugfenster, die durch den Anbau des Presbyteriums gegenstandslos und entbehrlich wurden, da der Turm noch in den oberen Stockwerken Lug- und Schußschlitze hatte. Gerade dorthinauf ist noch die alte ursprüngliche Holztreppe erhalten. Auf zwei dicken Balken sind mittels Holzpfählen Stufen befestigt, die aus vierkantigen Balken in dreieckige Form gespalten sind. Diese urtümlich anmutende Art ist nur mehr in wenigen Burgtürmen zu finden. Kirchschlag und Hochneufkirchen an der steirisch-burgen-

¹⁵⁾ Gedenkbuch der Pfarre Raabs.

¹⁶⁾ Kießling, Alttertümliche Kreuz- und Querzüge durch's Waldviertel, S. 121.



Kirche in Lengsfeld.



Befestigungsanlage der Kirche in Lengsfeld.

ländischen Grenze sind Wehrkirchen und haben gleiche Blodtreppen. Der wehrhafte Dachboden in Lengsfeld hat eine einzige Zugangsmöglichkeit, und zwar vom Kircheninnern durch die Sakristei und die auffallend schmale Treppe hinauf. Der heutige ebenerdige Ausgang von dieser Stiege in den Kirchhof ist erst später ausgebrochen worden, 1907 hat man den Türstöß vom Karner hier eingesetzt.

An den Außenwänden der Hochmauern des Mittelschiffes (heute durch die Pultdächer der Seitenschiffe verdeckt) zeigen Steinkonsolen (Kragsteine) den ehemaligen Wehrgang an, der um die ganze Kirche herum lief und mit den Bednafen gleich einem Berchrit zur letzten Massenverteidigung dienen sollte, falls der Feind schon die Vorwerke, hier die Kirchhofbefestigung, gestürmt hätte.

Darum war die Friedhofsbefestigung vor allem auf die Abwehr des Feindes durch die beiden Bieredktürme an der Westseite, die außen steil abfällt, und die Ringmauer bedacht, die Ostseite schützte ja der breite Kirchturm, das einzige Zugangstor zwischen Karner und Pfarrhof konnte vom Turme her unter Feuer gehalten werden. In der Ringmauer und den Westtürmen haben wir die vielen Schlüssel-schießarten, die für schwere und leichte Geschosse gerichtet sind, so daß von dieser Friedhof- und Kirchenbefestigung nach allen Seiten Verteidigungsmöglichkeiten gleich einem stachelbewehrten Igel ausgingen.

Da durch den Zubau der Seitenschiffe um 1400 der Wehrgang seine Bedeutung verlor, müssen wir die Befestigung der Kirche als ursprünglich anerkennen. In Lengenfeld wurde die alte Burg um 1200 bis 1250 Gotteshaus, eine neue Adelswohnung im Tale als Wasserloß geschaffen, den Wehrzweck aber hat das Gotteshaus am Berge weiter behalten, unverfehrt fast, wohl auch erneuert in der Friedhofsbefestigung, zum Teil verfehrt, aber immerhin erkennbar, auch noch im Hochbau der Wehrkirche.

Als 1663 die Türkengefahr wieder groß war, mußten geeignete Orte als Fluchtorte befestigt und mit Gewehr und Munition versehen werden. Darunter war vor dem Gföhlerwald neben Schiltern-Kronsegg auch die Wehrkirche von Lengenfeld.

Verschollene Ortschaften im Viertel ober dem Manhartsberg.

Zusammengestellt nach Stephan Neill von Fachlehrer Josef Brunner, Groß-Siegharts.

Oft hört man Bezeichnungen für Fluren und Wälder, die zum Nachdenken anregen. Die Bevölkerung gebraucht diese Bezeichnungen im täglichen Leben, ohne sich in den meisten Fällen Rechenschaft darüber geben zu können, warum dieses Feld, dieser Wald, diese Wiese diesen Namen führt. Hundertjährige Geschichte haftet oft diesen Namen an. Häufig sind es Namen verschollener Ortschaften, die uns von längst vergangenen Zeiten erzählen; von Trübsal und Leiden, die unsere Heimat über sich ergehen lassen mußte. Besonders reich an verschollenen Orten, deren Namen in Flurnamen fortleben, ist unser Waldviertel. Tausendjährige Geschichte des Waldviertels ist versunken in das Reich der Vergangenheit. Doch die Geschichte unserer Heimat lebt fort in uns und mit uns und nicht zuletzt in den Namen der verschollenen Ortschaften. Schwere Kriegsnot, wie die Einsälle der Hufiten, Fehden der Rittergeschlechter untereinander, der Dreißigjährige Krieg usw., haben den Waldviertler der damaligen Zeit gezwungen, den Kelch des Leides bis zur Reige zu leeren. Verwüstete und verbrannte Siedlungen, von denen heute nur mehr die Namen bekannt sind, waren und sind die stummen Erinnerer an diese Notzeiten.

In einem Aufsatze (abgedruckt in den Blättern des Vereines für Landeskunde, 17. Jahrgang, Folge 4, 5, 6, ausgegeben am 15. August 1883) „Topographie der verschollenen Ortschaften im Viertel ober dem Manhartsberg“ hat Stephan Neill, in alphabetischer Reihenfolge geordnet, die verschollenen Ortschaften des Waldviertels behandelt. Die folgenden Ausführungen sind in gekürzter Form dieser Abhandlung entnommen.

Almosen: Das Dorf Almosen oder Almosenndorf lag an sumpfiger Stelle, östlich von Wappoltenreit. Die Waldstrecke daselbst nächst der Brücke der Franz-Josefs-Bahn heißt noch „Almosengraben“. Von diesem abgekommenen Dorfe macht auch der Topograph Schweikhardt Erwähnung, indem er sagt, dasselbe habe Almosenndorf geheißen und sei davon um das Jahr 1840 keine Spur mehr vorhanden.

Arnolds: Es ist nur bekannt, daß sich dort, wo Arnolds stand, jetzt zwischen Ottenschlag und Rabenhof westlich von Gotthardsschlag der Arnoldswald sich ausbreitet. Wann und wie die Verödung dieses kleinen Dorfes stattfand, ist nicht bekannt.

Brannenberg befand sich in der Nähe von Teutendorf. Im Jahre 1302 gab Ludwig von Lichtenau (2 Stunden südöstlich von Teutendorf) an die Abtei Zwettl einen Hof mit aller Zugehör, gelegen zu Branneberch. Im Inhaltsanzeiger des Zwettler Rentenbuches, das im ersten Drittel des 14. Jahrhunderts abgefaßt wurde, ist Brannenberg verzeichnet. Hier finden wir die letzte Nachricht von Brannenberg. Später wird dieser Ort nicht mehr genannt.

Bruck bei Thana. Das Stift Herzogenburg besaß Besitzungen in der Gegend von Thana. Die in der umliegenden Gegend dem Stifte Herzogenburg zehentpflichtigen

Orte wurden von den Offizialen des Stiftes zu Thana und Brud verwaltet. Zum Besiz Brud gehörten: Nieder-Edlig (an Brud grenzend), Jarolden, Bestenötting, gegenüber von Klein-Eberharts (Netichn), Stossien (Dede, grenzte an Bestenötting), Pnhra, Buch, Netraz (unbekannt), Hard und Klein-Hard (Dede zwischen Brud und Buch). Alle diese Ortschaften liegen rechts der Thana. Am linken Thanaufer gehörten 14 Dörfer zum Amte Thana. Zu Brud bezog Herzogenburg von fünf Lehen und fünf Hofstätten den ganzen Zehent. Im Jahre 1306 pachtete Heinrich von Tna (Thana) die stiftlichen Zehente zu Brud, Edlig, Sted (Dede), Stossien, Hollenbach, Buch, Pnhra, Weinharden, Netraz und Lerch. Wann der Ort Brud verödete, ist nicht bekannt. Jetzt erinnern an ihn nur mehr die Brudmühle am rechten Ufer der Thana, gegenüber dem Markte Thana, das oberhalb der Mühle befindliche Brudfeld und ein kleines Wäldchen nordöstlich der Mühle, genannt Brudholz.

Buch: Diese Ortschaft wird genannt in einer Stiftung des Grafen von Hardegg an die Dominikaner zu Reg vom Jahre 1380. Buch ist ein abgekommenes Dorf bei Weitersfeld, wo jetzt noch in der Richtung gegen Ober-Höflein hin die Ackerried „Buchäcker“ an das verödete Dorf Buch erinnert.

Chawdenpach: Dieses Dorf, dessen Name nach unserer jetzigen Schreibweise Kaudenbach lauten würde, muß entweder in der Nähe von Motziedl bei Raabs oder unweit Kolmizdörfel bestanden haben. Laut des Herzogenburger Büchleins „Prima Fundacione“ bezog das Stift Herzogenburg nach Beginn des 15. Jahrhunderts von dem im Amte Raabs gelegenen Dorfe Chawdenpach Zehente.

Chlingleins: Das Dorf Chlingleins stand an der Zwettl, zwischen Zweres und Preinreichs und war bis zur Zeit der Verödung, die schon 1330 eintrat, ein Filialort der Pfarre Wurmbrano. 1246 verkaufte der Ritter Heinrich von Tallesbrunn seinen und seiner Gemahlin Besiz im Dorfe Chlingelin an die Abtei Zwettl. Als Rest des einstigen Dorfes bestehen nur noch der Klingelhof, welcher zum Dorfe Preinreichs gehört und die Klingelmühle am linken Ufer der Zwettl.

Chlupans: Das Dorf Chlupans lag zwischen Griesbach und Buch, an einem Seitenbache des Sumraubaches, der bei Speisendorf in die Thana mündet. Die einst zu Chlupans gehörigen Grundstücke gehören jetzt zu Schlader, ein kleiner Teil zu Buch. Diese Grundstücke sind größtenteils bewaldet und heißen „Klupans“. In südlicher Richtung von Klupans befand sich vormals noch das verödete Dorf Hard.

Dietreichs: König Ladislaus Postumus belehnte am 9. Mai 1455 den Ritter Balthasar von Tumritz mit dem Hause (Schloß) zu Dietreichs und dem Dorfe dabei und mit dem Dorfe Dedendietreichs samt Gericht, ferner mit einer Mühle zu Ober-Plettbach usw. Dieses abgekommene Dorf muß ganz nahe bei Dietreichs in der Pfarre Döllersheim bestanden haben. Der Wald „Dietreichsluß“ zu Nieder-Plettbach, südlich von Dietreichs, scheint an die Stelle des öden Dorfes getreten zu sein. Nahe bei Dietreichs stand das Dorf Kleinsölliz.

Dobratendorf, auch Dorpendorf: Vor dem Jahre 1234 hatte hier die Abtei Zwettl Besiz erlangt, denn in der Bestätigungsurkunde, welche Herzog Friedrich II. von Oesterreich am 23. Oktober 1234 der Abtei Zwettl erteilte, kommt bereits „Dobrantendorf“ vor. Um das Jahr 1330 war diese Ortschaft schon verödet. Dobratendorf muß in der Nähe von Alt- oder Neupölla bestanden haben. Es ist aber möglich, daß das abgekommene Oberndorf bei Neupölla mit Dobratendorf identisch ist. Zwei Stunden südlich von Neupölla ist Dobra.

Ebenbrunn lag zwischen St. Bernhard und Mödring, unterhalb dem gleichfalls längst verödeten Fuchsberg. Im Bereich der Gemeinde St. Bernhard liegt die Flur „Eggenbrunn“. Man findet jedoch an dieser Stelle keinerlei Spuren, die an den verschollenen Ort erinnern, der im 12. Jahrhundert schon vorhanden war. Ein Edler, genannt Liutwin von Ebinbrunnen war mit anderen adeligen Nachbarn (Eberhard von Krug, jetzt St. Bernhard, Gottfried von Peugen, Engelbert von Dappach) am 26. Juli 1210 in Göttweig als Zeuge des Herzogs Leopold VI., der eine Schenkung bestätigte, welche der verstorbene Graf von Hohenburg dem Stifte Altenburg zugebracht hatte. Wenn nun 1210 ein zu Ebenbrunn seßhafter Zeuge beurkundet ist, so kann man daraus folgern, daß die Ortschaft schon länger bestanden hat und daß sie gewiß gegen Schluß des 12. Jahrhunderts, wenn nicht früher, entstanden ist. Fast alle Ortschaften in der Umgebung von Horn und Altenburg sind uralt, mehrere erscheinen schon in Urkunden aus dem 11., die meisten der übrigen vor der Mitte des 12. Jahrhunderts. Die letzte Erwähnung des abgekommenen Ortes dürfte aus dem Jahre 1395 stammen, da Kaiser Albrecht I. die Besitzungen des Stiftes St. Bernhard bestätigte. Nebst vielen anderen Besitzungen kommt ein Hof bei „Epenbrunn“ vor. Da in der Urkunde von 1395 der Ort

„Egenprunn“ heißt und auch der Flurname zu St. Bernhard so lautet, so darf man sich doch nicht verleiten lassen, das Gesagte auf zwei Worte zu beziehen, es ist stets das alte Ebenbrunn, das man später Egenbrunn nannte. Weiteres ist über diesen Ort nicht bekannt.

Der Pengershof.

Von Konrad Strohm er, Pleßberg bei Raufen.

Zu dem Orte Reinolz gehört der nahe der Staatsgrenze gegen die Tschechoslowakische Republik liegende Pengershof. Er war ein Edelhof und durch einige Jahrhunderte Eigentum der Vanspergischen Adelsfamilie. Am 9. Mai 1635 wurde Christoph Jakob von Vansperg unter die neuen Geschlechter des niederösterreichischen Ritterstandes aufgenommen. Von seinem Gut, an der böhmisch-mährischen Grenze gelegen, als dem vieljährigen Besitz seiner Vorfahren: „Pengerhof“ (Pingerhof), eigentlich aber „Pentgerthof“ genannt, erlangte er von Kaiser Ferdinand II. 1632 das Adelsprädikat „Christoph Jakob Vansperger von „Pengershof“. Er starb hochbejahrt in Wien (1675) und liegt samt seiner Gemahlin in Maria Katharina in der Kirche der Franziskaner. Mehrere Töchter starben schon vor ihm. Zwei Söhne überlebten ihn, Ferdinand Franz und Karl Ludwig. Der ältere wurde 1665 Landrechtsbeisitzer, 1675 Regimentsrat und 1681 kaiserlicher Truchseß. Diese Söhne dürften wahrscheinlich (nach anderer Ansicht war es noch ihr Vater) das Gut an Herrn Wonttich von Zwowitz in Groß-Taxen verkauft haben, der es wiederum seinem Schwager Ernst Siegmund, Pöll von Hoff und Holzdrensfalten und dessen Vater Hartmann verkaufte. Dieser Ernst Siegmund war nach dem Bericht des Landgerichtes Drosendorf und des Pfarrers von Waldfkirchen ein irreligiöser Mensch, unverheiratet und ganz dem Trunke verfallen. Er lebte mit seiner Häuserin Marie Katharina „de Campagnien“, der er oft die Ehe versprach, in sehr vertrauten Verhältnissen. Da er aber das Eheversprechen nicht einlösen wollte, obgleich bereits ein Sproß da war, sie aber nicht nachgab, gab es ständig Streit und Verdruß, wobei er sie eines Abends niederschloß. Noch in der Nacht floh er über Taxen nach Neuhaus, wo er sich verborgen hielt. Wurde später erwischt und 1691 in Wien hingerichtet. Von einigen Legaten an die Jesuiten und Franziskaner in Neuhaus und für wohltätige Zwecke abgesehen, setzte er in seinem Testament vom 12. Jänner 1691 als Universalerin ein: Anna Magdalena Freyin von Oedt. Nach der Anzeige des Mordes an das Landgericht Drosendorf wurde ein Jäger, die Richter von Reibers, Reinolz und Brünn zu Verwaltern des Hofes bestimmt. Wonttich von Taxen protestierte dagegen und erklärte dies als Eingriff in die Freiheit des Edelhofes. Da keine Erben da waren, wurde 1691 der Hof um 5000 fl. an den Reichsgrafen Leopold Josef von Lamberg verkauft. Im Besitz dieser Familie ist er heute noch. Bei diesem Hof war auch ein Dorf, das in den Schwedenkriegen zerstört wurde. Dies erhellt aus dem Bericht des Landgerichtes Drosendorf nach Wien, in dem die Mordtat angezeigt wird. Da wird sein Besitz aufgezählt und es heißt unter anderem: „Dieser Hoff hat vom ganzen öden Dorf Pengers die Grund an sich gebracht etc.“ Daß um den Hof ein Dorf bestanden hat, dafür spricht auch, daß man bei Grabungen öfter Mauerreste vorfindet, und daß mitten in den Herrschaftsgründen sich Bauernfelder finden. Es geht die Sage, in der Schwedenzeit sei vom ganzen Dorf nur eine Familie gerettet worden, die sich so gut im Walde versteckt hatte, daß die Feinde sie nicht auffinden konnten.

Edelhof und Kapelle in Seiterndorf.

Von Dechant Alois Pleßler, Klein-Pöchlarn.

Auf der Hochfläche westlich vom Weitental liegt an jener Stelle, wo sich die Straßen von Eitental und Pöchlarn vereinigen, um gemeinsam nach Pöggstall weiterzuführen, in einer Bodensenke in etwa 510 Meter Seehöhe die Dorfschaft Seiterndorf.

Laut urkundlichen Nachrichten hatte dieses Dorf einst einen mit Wassergraben umgebenen Edelhof mit dazugehöriger Kapelle, welche letztere mit alten Bauresten beim Hause Nr. 13 noch heute auf alte Zeiten zurückweist¹⁾.

¹⁾ Vgl. Pleßler-Groß, Heimatkunde des polit. Bezirkes Pöggstall, 290 bis 291.

Zur Geschichte dieses Edelhofes bringt eine Urkunde vom Auffahrtstage des Herrn (23. Mai) 1308, welche im Staatsarchiv zu Wien aufbewahrt wird, folgende bemerkenswerte Nachrichten:

Damals verkauften Elisabeth von Werd, Witwe des Konrad von Werd (der Besitzer der benachbarten Herrschaft Mollenburg bei Weiten gewesen war), und ihre Kinder Konrad, dessen Gemahlin Elisabeth und Geschwister Hadmar, Konrad²⁾ Katharina und Anna, dem Stephan von Meißau (der die Herrschaft Böggstall besaß), Marschall in Oesterreich, und seinem Sohne Ulrich das Bestel (die kleine Festung) in Seitterndorf und dazu in Prinsleindorf (Prinzelndorf bei Neukirchen) einen jährlichen Dienst von 3 Pfund Pfennigen Geldes³⁾, welche beide vorher Wolfel von Seitterndorf (wohl der letzte Sprosse dieses Geschlechtes) von den Werdern zu Lehen getragen hatte. Weiter wurden dazugegeben 4 Pfd. Pf. Geldes zu Gossperig (Gottsberg bei Neukirchen), die vorher ein Rudolf und seine Kinder zu Lehen gehabt haben, und 5 Schilling zu Leubranstorf (Loibersdorf bei Böggstall) von einem Lehenhause, die der Swarczinger (von der nun öden Feste Schwarza bei Böbring) von ihnen zu Lehen gehabt hat, und 5 Schilling daselbst von einem Lehenhause, das des Herrn Otto Kinder von Perigarn (Bergern bei Böggstall) von ihnen zu Lehen getragen hatten, und 26 Megen Korn und ein Muth (30 Megen) Hafer und ein Weiset (Küchendienst) von einem Hofe zu Trawoltsperig (Troibetsberg bei Heiligenblut), berechnet auf 12 Schilling Gülte, die der Tulbingen von ihnen zu Lehen gehabt hat. Das gesamte Gut wurde auf 10 Pfund jährlicher Gülte berechnet und der Kaufpreis auf 30 Pfd. Pf. Wiener Münze angesetzt.

Diese Urkunde wurde gesiegelt von Chadolt und Hadman von Werd, denen an einem Pergamentstreifen hängende Siegel erhalten sind und je zwei schräge Querbalken, von rechts oben nach links unten, darstellen. Zeugnenschaft für diesen Kauf legten ab die benachbarten Gutsbesitzer Konrad und Heinrich von Streitwesen (Streitwiesen bei Weiten), der Leidmar (vom Schlosse Leiben), Alber der Strewn⁴⁾, auch Konrad von Lichtenek. (Dessen Besitzungen in der Umgebung nicht bekannt sind.)

Aus dieser Urkunde lernen wir die Zugehör zum Edelhof und ihre früheren Besitzer kennen und erhalten Nachrichten zur Geschichte mehrerer Dörfer.

Aber auch die einst zum Hofe gehörige Kapelle, die heute als Betkapelle Verwendung findet, kann auf ein ehrwürdiges Alter zurückblicken. Denn laut eines Berichtes trug Bischof Gottfried von Passau schon 1359 dem Pfarrer von Weiten auf, am Mittwoch jeder Woche eine hl. Messe in der Kapelle der hl. Katharina zu Seitterndorf halten zu lassen. Doch sollte dazu der Inhaber des Freihofes Meßgewand, Kelch, Bücher und alles nötige beistellen⁵⁾.

Längst vergangene und vergessene Ereignisse gelangen durch Urkunden alter Archive wieder zu unserer Kenntnis und verleihen oft heute unbedeutenden Siedlungen einen eigenen Reiz. Darum ist es von Wichtigkeit, daß alte Schriften sorgfältig aufbewahrt und gründlich durchforscht werden.

Zur Geschichte des Benediktinerstiftes Altenburg.

Von Rektor Anton Gutmandlberger, Wien-Steinhof.

Ich bin nicht nur ein Bücherfreund, sondern auch ein Büchersammler. Bibliophil heißt das Fremdwort dafür. Besonders interessiert mich Heimatkunde und geschichtliche Werke. So erstand ich auch in einem Antiquariat „die Urkunden der Benediktinerabtei zum hl. Lambert in Altenburg vom Jahre 1144—1522, gesammelt vom Abte Honorius Burger“, Wien, 1865. Prälat Honorius, ein geborener Horner, gab auch die Geschichte seines Klosters heraus. Er war ein äußerst fleißiger und verdienstvoller Mann. Der liebe

²⁾ Also ein zweiter Konrad in derselben Familie, was damals manchmal vorkam.

³⁾ Ein Pfund enthielt 8 Schilling und ein Schilling 30 Pfennige, also ein Pfund 240 Pfennige.

⁴⁾ Die Streun von Schwarzenau erscheinen noch 1444 und später als Lehensherren von Gütern in Mayerhofen bei Münichreith. Reil, Donauländchen, 147.

⁵⁾ Stiftsarch. Meß und Götweig, Registratura der im Archive der Karthause Aggsbach vorhandenen Dokumente von ungefähr 1730, C, S. 37.

P. Friedrich Endl setzte als Historiker die Arbeiten seines Vorgängers fort. Ich habe alle Schriften vom P. Friedrich, der nicht nur Gelehrter, sondern auch Dichter ist. P. Honorius' Urkundenbuch sind auch verschiedene Kataloge und Nekrologien der Stiftsmitglieder beigegeben, darunter auch die, welche von 1624 bis 1800 im Stifte Altenburg die feierliche Profess abgelegt haben. Mich interessierte es, zu erfahren, woher bezog das Kloster seine Mitglieder. Ich teile nun meine Untersuchungen mit. Unter den 160 Personen, die während der 176 Jahre in Altenburg Profess ablegten, waren 34 geborene Wiener, Hernals, Kahlenberg, Rußdorf kommen auch als Geburtsorte zusammen viermal vor, also 17 Prozent der Altenburger Stiftsherren waren von 1624 bis 1800 Wiener. 15 fand ich vom Deutschen Reich stammend, und da ist genannt Bamberg, Bayern, Freising, Elsaß, Oberpfalz, Rhein, Ulm, Westphalen (Oberpfalz), Würzburg. Nicht nur die Klöster nahmen Anleihe von den Geistlichen aus Deutschland, sondern auch viele Pfarren in Niederösterreich. Ich könnte da viele Beispiele bringen. Eben bearbeite ich die Matriken von Emmersdorf und finde daselbst zwei Pfarrer, der eine war ein Westphale, der andere ein Oberpfälzer, beide in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Emmersdorf wirkend. Viele Pfarren, deren Geschichte ich kenne, könnte ich anführen, wo Ausländer gewirkt haben. Es wäre eine dankenswerte Aufgabe für einen Kirchengeschichtshistoriker, nachzuweisen, wieviele Ausländer, besonders Reichsdeutsche, früher bei uns in Niederösterreich in priesterlicher Stellung waren. Die Heimat muß damals viel zu wenig Priester hervorgebracht haben. Wer wagt sich an diese Untersuchung? Das wäre eine feine und auch nützliche Doktordissertation aus der Kirchengeschichte, die auch der Heimatforschung dienen würde. Ich liefere dem Forscher über dieses Thema gern einige gelehrte Ziegelsteine. Doch weiter über Altenburg. Von den ehemaligen Kronländern der österr.-ungarischen Monarchie sind vertreten: von Oberösterreich 4, Salzburg 4, Steiermark 2, Böhmen 3, Mähren 5, Schlessien 2, Ungarn 3, Schweiz 1, Italien 1. Aus der Umgebung Altenburgs fand ich: Altenburg selber 3, Frauenhofen 3, Eggenburg 3, Rösschitz 2, Horn 7, Gars, Mold, Pernegg, Grafenberg, Pulkau, Stranitz, Schönberg, Engelsdorf nur 1. Krems, Stein, Lilienfeld, Zwettl, Weitra, Reß, Gmünd, Sankt Pölten, Zwentendorf, Hadersdorf kommen auch einmal vor. Melf, Geras und Ybbs fand ich je dreimal, Dobersberg und Weikersdorf je zweimal, ebensooft Markersdorf und Siegharth. Weiter erscheinen noch folgende Orte: Dietmannsdorf, Greifenstein, Amstetten, Hainburg, Bruck a. d. Leitha, Neustadt, Willersdorf (2) Guntersdorf, Dröbiedl, Wildendurnbach, Gilgenberg, Stoderau, Göllersdorf, Riedegg, Altmühl, Rils. Austriacus, also Oesterreicher ohne genaue Ortsangabe steht zweimal, Patria incognita (= Vaterland unbekannt) fand ich einmal. Was Oggariensis für ein Ort ist, weiß ich nicht, es steht Austriacus dabei und P. Claudius Hoffmann war von dort, der, erst 35 Jahre alt, als Pfarrer in Strögen im Delirium eines heftigen Fiebers aus dem Fenster sprang und so den traurigen Tod fand am 22. Februar 1730. Also 70 Priester stammten aus den verschiedensten Gegenden Niederösterreichs, beginnend von Amstetten im äußersten Westen bis Neustadt im Südosten, von Weitra, Dobersberg und Zwettl im Norden bis Lilienfeld und Wilhelmsburg (diesen Ort vergaß ich früher anzuführen) im Süden Niederösterreichs. Von Altenburg selbst stammten nur drei: Ernest alias Benedict Frey, d. h. P. Ernest früher Benedikt geheiß, der Bruder Leopold Schönauer, der, 81 Jahre alt, 1721 gestorben ist und P. Frembert Hoppel, der lungenkrank, mit 29 Jahren schon gestorben ist, am 30. Mai 1779. Das benachbarte Horn hatte während der ganzen untersuchten Zeit sein Piaristengymnasium — P. Friedrich Endl schrieb ja eine Geschichte dieses alten Gymnasiums Niederösterreichs und so ist es zu verwundern, daß Altenburg nicht mehr aus seiner näheren Umgebung als Klostergeistliche an sich gezogen hat. Der Hauptzweck meiner Zeilen ist wohl der: Nachzuforschen, woher bezog unsere Heimat ihre Priester, waren sie bodenständig, und da ergibt am Beispiele des Stiftes Altenburg, das ich von der fünfjährigen Kooperatorzeit in Gars wohl kenne und liebe, wie ich als Seitensettnerstudent die ehrwürdigen Söhne des hl. Benedikt immer hochschätze, eben die traurige Tatsache: man sorgte zu wenig für einheimischen Klerus. Wo lag die Schuld? Es wäre interessant, wenn vom Prämonstratenserstift Geras und vom Zisterzienserstift Zwettl ähnliche Untersuchungen, wie ich sie hiemit von Altenburg gegeben, angestellt würden. Dienen wir der Heimatkunde und forschen wir in der Vergangenheit! Unsere liebe Zeitschrift „Waldviertel“ hat schon viel geleistet und öffnet jedem ehrlichen und aufrichtigen Forscher seine Spalten. Also studieren, etwas Schreibermut und wir sammeln Bausteine für die Geschichte unseres Volkes. Nicht selten bekomme ich Briefschaften vom Mostviertel — dem ich angehöre, der Geburt nach als Strengberger — hätten wir doch

so etwas, d. h. einen literarischen Sammelpunkt, wie die Zeitschrift „Das Waldviertel“ ist. Gruß den Heimatforschern von einem ihrer Anhänger, der hie und da seine Stimme erschallen läßt als ganz winziges Waldvöglein.

Gehören die Plateau-Lehmstationen des nordöstlichen Waldviertels dem Schmalflingenkulturreis an?

Von Schulleiter Othmar Skala, Ober-Mirnitz.

Die im Plateaulehm des nordöstlichen Waldviertels im Laufe der letzten 40 Jahre entdeckten Freilagerplätze des Diluvialmenschen werden — nachdem einige Autoren ihre ursprüngliche Meinung, daß diese Stationen der Breitflingenkultur (Moustérien) angehören, fallen ließen — jetzt allgemein dem Schmalflingenkulturreis (Aurignacien) zugeteilt.

Die Beurteilung gründet sich, da es sich um Oberflächenfunde handelt, die eine stratigraphische Bestimmung ausschließen, und tierische oder menschliche Funde fehlen, einzig und allein auf charakteristische Formmerkmale gewisser Steinwerkzeuge (Artefakte), welchen dabei eine ähnliche Rolle wie den „Leitfossilien“ zukommt.

Diese „typologische“ Beurteilung hat nun bereits ergeben, daß sich die Plateaulehmstationen des nordöstlichen Waldviertels aus Gründen, auf die ich noch eingehen werde, mit keinen der bisher erforschten „formenreinen“, noch anderen Fundplätzen des Aurignacien überhaupt, weder vollständig, noch auch annähernd decken; weshalb man das Plateaulehmpaläolithikum auch als eine eigene „lokale Fazies im Kulturreis des Aurignacien“ deklariert hat.

Diese Beurteilung kommt, wie sich noch zeigen soll, der Tatsache wohl am nächsten und verleiht den Stationen auch richtigerweise ihren besonderen Wert; kann aber weiter nicht befriedigen, da sie bloß die Besonderheiten des Plateaulehmpaläolithikums aufzeigt, ohne für ihre Ursache eine bestimmte Aufklärung zu geben.

Die besondere Eigentümlichkeit, die dem Plateaulehmpaläolithikum im Kulturreis des Aurignacien eine Sonderstellung verleiht, beruht darin, daß die Plateaulehmstationen, u. zw. jede für sich, Artefakte aufweisen, die allen drei Hauptkulturreisen, also sowohl der Schmalflingenkultur, als auch der Breitflingenkultur und der Faustkeilkultur entsprechen, so daß sich die Aufeinanderfolge der diluvialen Kulturen vom Chelléen bis Aurignacien hier zu einem Nebeneinander gestaltet hat, wie es sich in dieser Art im Aurignacien bisher noch nirgends gezeigt hat.

Die merkwürdigste Novität stellen Fäustel und faustkeilartige Formen dar, die bisher keine europäische Aurignacstation geliefert hat, und die auch am meisten störend das aurignaczeitliche Bild der Plateaulehmstationen beeinflussen. Ihr Auftreten in diesen Stationen ist damit begründet worden, daß sie zufällig aus schlechtem Material hervorgegangen seien. Ihre Herstellung sei vom Steinschläger nicht beabsichtigt gewesen.

Was nun die Bonität der benützten, ausnahmslos bodenständigen Kulturminerale (Zapfsteine, Haspopale) anlangt, so schwankt diese allerdings infolge mehr oder minderem Mergelgehalt sehr stark; doch ergibt das Material, bergseucht bearbeitet, durchschnittlich die jeweils erstrebten Formen gut ab, was die schönen, rein-aurignaczeitlichen Typen (schmale Klingen, klassische Kielträger usw.) bezeugen, die sich dann wohl auch nicht hätten ergeben können.

Viel mehr aber als diese widersprechen dieser Ansicht die Faustkeilformen selbst. Sie weisen eine ganz bestimmte Tendenz auf, die entweder auf eine Spitze oder Schneide gerichtet ist und sind in allen Plateaulehmstationen anzutreffen, weshalb sie auch aus diesem Grunde nicht als „Zufallsercheinungen“ gewertet werden dürfen.

Die beiden Faustkeilformen, die das Plateaulehmpaläolithikum kennzeichnen, sind: Die Keilspitze und der Spaltkeil. Diese Fäustelformen sind aus einem länglichen Kernstück in der Weise entstanden, daß durch Bearbeitung einer der beiden Längsseiten das Prinzip des „Keiles“ in Erscheinung tritt; weshalb es wieder nicht angeht, die artifizielle Natur und intentionelle Herstellung dieser Vorkommnisse zu leugnen, ohne damit nicht gleichzeitig die Definition des Faustkeiles überhaupt aufzuheben.

Der „Spaltkeil“ ist aus der „Keilspitze“ durch Zuschärfung der Spitze entstanden.

Weiter wird das Faustkeilgepräge des Plateaulehmpaläolithikums noch durch den „Diskus“, einen im Umriss annähernd freisrunden, unregelmäßigen Polneder mit doppelseitiger roher Behauung fast klassisch ergänzt.

Ist nun nicht mehr daran zu zweifeln, daß im Plateaulehmpaläolithikum Elemente der Faustkeilkultur vorliegen und finden wir in keiner Aurignacstation ein Pendant zu unseren Plateaulehmstationen, so müssen wir uns danach einmal in den Faustkeilstationen umsehen.

Faustkeile mit typischen Aurignacartefakten finden wir im „Askalonien“.

Diese von weiland Dr. Josef Bayer bisher nur in Borderasien und Afrika festgestellte und nach Askalon in Syrien benannte Kultur, ist eine Faustkeilkultur. Ihr Alter läßt sich vom Moustiervorstoß bis in die Aurignacschwankung verfolgen. Die Hauptmasse des ägyptischen Askalonien (Qurnaterrassen von Theben) fällt in die Aurignacschwankung.

Aus dem ägyptischen Askalonien hat Dr. Reinhard in seinem Werk „Der Mensch zur Eiszeit in Europa“ auf S. 419 einen Faustkeil abgebildet, der ebenso gut aus den Plateaulehmstationen des Waldviertels stammen könnte.

Auch die zeitliche Stellung (Aurignacschwankung) würde dem nicht widersprechen, da die Analyse der von mir auf der Plateaulehmstation in Ober-Thumeritz aus einem Lagerfeuer entnommenen Kohlenreste gleichfalls für die Aurignacschwankung spricht, was ich in meinem Aufsatz: „Die ersten Spuren der eiszeitlichen Flora aus einem Lagerfeuer der Eiszeitmenschen in Ober-Thumeritz“ bereits dargelegt habe.

Dr. Josef Bayer hat im 6. Band der „Eiszeit und Urgeschichte“ auf Tafel II unten, „Faustkeiltypen mit Schneiderand“ des Askalonien aus Palästina publiziert, die den „Spaltkeilen“ aus der Station von Ober-Thumeritz entsprechen, die von mir im Höbarth-Museum in Horn ausgestellt sind.

Das Askalonien weist Fäustelformen aller Arten auf, woraus sich auch die verschiedenen Fäustelformen in den Plateaulehmstationen erklären lassen.

Betrachten wir die Plateaulehmstationen einmal vom Gesichtspunkt des Askalonien aus, so erklärt sich auch weiter der Einfluß der Breitflingenkultur, der sich in ihnen geltend macht, da im Askalonien neben typischem Aurignacien nicht selten auch schlecht retuschierte Breitflingen erscheinen. Während im südafrikanischen Askalonien (Stellenboschkultur) das erste Beil mit Schneide aus einem Breitabspliß durch Entfernung seitlicher Partien entsteht, entwickelt sich im vorderasiatischen Askalonien das Beil aus einem Faustkeil, dessen Spitze zu einer Schneide verbreitert. Da der „Spaltkeil“ aus dem vorderasiatischen Askalonien zu stammen scheint, wäre an eine Invasion durch die Faustkeilkulturlaute von Borderasien aus zu denken, wobei wir uns vor Augen halten, daß Borderasien diesbezüglich von Nordafrika her beeinflusst wurde. Ueber den Zeitpunkt, wann diese Invasion stattgefunden hat, vermögen uns die „Kielkraker“ (Hochkraker) Aufschluß zu geben, die Typen des Frühaurignacien, bzw. der frühen Aurignacschwankung sind und im Plateaulehmpaläolithikum zahlreich und oft in klassischer Ausführung vertreten sind.

Sobald die vielfach lokalen Varianten, die das Askalonien an den langen Berührungslinien aufweist, einmal ein klares Bild gestatten, wird es sich auch zeigen, ob in den Plateaulehmstationen tatsächlich südöstlicher oder nordwestlicher Einfluß vorliegt und in welche Beziehung das Plateaulehmpaläolithikum als „Präcampignien“ zum S-Mesolithikum des Galgenberges bei Horn zu setzen ist.

Jedenfalls erscheint es mir naheliegender, im Plateaulehmpaläolithikum ein „Askalonien der Aurignacschwankung“ und nicht ein „frühes Aurignacien“ zu sehen, weil in den Plateaulehmstationen ein deutlich sichtbarer Niederschlag der Faustkeilkultur (von askalonienartigem Gepräge) vorliegt, der allein mit dem Begriff „Aurignacien“ (auch mit archaischem Einschlag) im Widerspruch steht.

Leider muß ich auf die Abbildung der entsprechenden Werkzeugformen, die mir für eine Beweisführung, welche für die Frage der Ausbreitung der Faustkeilkultur von großer Wichtigkeit ist, wegen der hohen Gestehungskosten vorderhand verzichten.

Ein Beitrag zur Frage der Erdställe im Waldviertel.

Von cand. ing. Hans G a ß, Wien.

Als Erdställe bezeichnet man im Waldviertel jene oft weit verzweigten unterirdischen Gänge, die man sehr häufig in Bauernhäusern antreffen kann und über deren Entstehungsgeschichte bisher nur Vermutungen vorliegen. Durch immerwährendes Forschen und logisches Verbinden der einzelnen geschichtlichen Ereignisse, die, je früher stattgefunden, umso spärlicher vorliegen, werden auch diese Bauten einmal ihre Erklärung finden.

Was allen Erdställen gemeinsam ist, ist ihre geringe Breite, so daß es einem oft unmöglich wird, sich darin umzudrehen, was weiter zur Vermutung Anlaß gegeben hat, daß seinerzeit diese Gänge einem Menschenschlag von zartem Wuchs als Wohnstätten gedient haben könnten. Dagegen spricht aber, daß man in den bisher begangenen Erdställen keinerlei Spur eines längeren Aufenthaltes finden konnte. Vielleicht bestätigt einmal eifrige Forschung diese Annahme.

Einen weiteren Verwendungszweck dieser unterirdischen Gänge glaubt man darin zu finden, daß man annimmt, sie hätten als geheime Kultstätten dem allmählich durch das Christentum verdrängten Heidentum gedient. Man bildet da einen Vergleich, indem man annimmt, daß die Heiden nach ihrer Bekehrung noch heimlich an diesen Stätten ihren Göttern geopfert hätten, ähnlich den ersten Christen in Rom, die ihre heiligen Meßopfer im Schutze der Erde heimlich darbrachten, um der Verfolgung durch die Römer zu entgehen. Diese Annahme über den Verwendungszweck der Gänge ist wohl ganz von der Hand zu weisen, da für Ansammlungen ihre geringe Breite gänzlich ungenügend ist.

Diese beiden obigen Annahmen sind wohl sehr sagenhaft, einleuchtender ist wohl jene überlieferte Meinung, daß im Mittelalter die Bewohner unserer Heimat, die damals durch die fortwährenden Kriege wohl spärlich besiedelt war, bei Feindesnot darin vorübergehend Zuflucht fanden oder zumindest ihre Habseligkeiten unterbrachten. Der Eingang, der bei keinem Erdstall sehr groß ist, ließ sich dann leicht maskieren. Für diese Annahme würde sprechen, daß sich diese Erdställe immer unter Häusern vorfinden oder zumindest in deren unmittelbarer Nähe.

Planvolle Zusammenstellung und Vergleichung begangener Erdställe würde vielleicht einige gemeinsame Eigenschaften aufzeigen, so daß sich irgend eine feste Meinung über sie bilden könnte.

Nehmen wir an, die Erdställe hätten letzterem Zwecke gedient, so hat wohl der Eintritt ruhigerer Zeiten die Besitzer der darüber liegenden Häuser veranlaßt, sie zu vermauern, da man ihre Verwendung vergessen hatte und sich in ängstlichen Gemütern leicht Aberglaube und Furcht über diese schwarz gähnenden Mündungen gebildet hatten. Auf diese Art sind uns vielleicht wertvolle Anlagen verlorengegangen. Manchmal kann man heute noch Teile solcher Erdställe als Keller verwendet sehen, besonders die Rotunden.

Durch meinen oftmaligen Sommeraufenthalt in Liebnitz und durch die Freundschaft, die mich ebensolange mit Herrn Franz Pöppel jun. verbindet, war es mir im vergangenen Jahre möglich, bei dessen Schwager in Lindau, Herrn Franz Nagl, einen wohl sehr interessanten Erdstall besichtigen zu können. Ich glaubte anfänglich, es wäre einer jener einfachen, meist kurzen Gänge, wie man sie auch in Liebnitz antreffen kann, und hatte daher nur einen gewöhnlichen Meterstab mitgenommen. Bei der ziemlich kunstvollen Anlage dieses Ganges konnte man wohl nur mit Hilfe einer Busssole und eines Krokierbrettes einen möglichst getreuen Grundriß wiedergeben. So mußte ich mich also bei der Befriedung des Ganges bloß auf eine Längenmessung beschränken und dann bei der Herstellung der Skizze mich auf den Orientierungssinn meines Freundes und dem meinen verlassen.

Unsere Expeditionsgeräte bestanden aus einem Meterstab, einem Hammer zum Abklopfen des Gesteins und einem offenen Licht, um die Luftverhältnisse im Gange verfolgen zu können. Wir hatten schlechte Lust angenommen, aber waren sehr erstaunt, als die Flamme immer schön gleichmäßig brannte und wir sogar Luftschliße nach oben hin wahrnehmen konnten. Diese mochten wohl nur bis zur Humusdecke reichen, denn von außen waren sie nicht sichtbar. Das stark verwitterte Flinsgestein, in das der Gang vorgetrieben ist, läßt sich leicht mit der Hand zerbrechen, so daß man annehmen kann, daß die Ganganlage wohl sehr bald fertig war, wenn man auch noch so primitive Werkzeuge dazu zur Verfügung hatte. Ungefähr einen Meter waren wir eingedrungen, da lag zur linken Hand eine im Gestein ausgehauene Rotunde von ungefähr zwei Meter Durchmesser, worin man bequem stehen konnte. Ungefähr um den halben Umfang lief in einer Höhe von 40 Zentimeter ein Absatz, der direkt zum Sitzen einlud. Dann konnten wir, wieder im Gange angelangt, an den Wänden links und rechts eine lange, vertikale Nut verfolgen, in die vielleicht Balkenwerk eingeschoben wurde, um den Gang absperrern zu können. Gleich darauf kam ein zwei Meter tiefes Loch, zur Hälfte mit Wasser gefüllt, das Herr Nagl als Brunnen bezeichnete, denn es wäre noch nie trocken gewesen. Links und rechts über dem Wasserspiegel befanden sich in richtiger Schrittöffnung Löcher in der Wand, um ungefährdet das eineinhalb Meter lange Loch überschreiten zu können.

Von nun an nahm die Höhe des Ganges wesentlich ab, wir konnten nur sehr schwer weiter. Rechts bog ein Gang ab zur Rotunde 2. Als wir den Hauptgang weiter verfolgten, sahen wir, daß neuerdings ein Gang abzweigte zur Rotunde 3, die aber auch auf einem Umweg durch den nun bogenförmigen Hauptgang und einen schmalen Ver-

wurden, alle als „Fluchtörter“ geeigneten Städte, Märkte, Schlösser und Kirchen einer Revision bezüglich ihres Verteidigungszustandes zu unterziehen, „Gewöhr und Munition aufzunehmen“ und das Aufgebot des dreißigsten, zwanzigsten oder zehnten Mannes, je nach Größe der Gefahr, zu veranlassen. Den Viertelshauptleuten oblag auch die Zuteilung der einzelnen Ortschaften an die benachbarten, als „Fluchtörter“ bezeichneten Plätze.

Zur Befestigung dieser Fluchtorte mußten die diesen zugewiesenen Bewohner „drei Tage Robath von aufgehender Sonne“ leisten. Bei drohender Gefahr flüchteten die bedrängten Bewohner mit ihrer Habe in die ihnen zugewiesenen sicheren Plätze, wo sie sich aber selbst verköstigen mußten.

Solche Zufluchtsstätten bestanden im Viertel obern Manhartsberg, und zwar:

Schloß Colniz an der Thera; Raabs, Schloß und Markt; Drosendorf, Schloß und Markt; Riegersburg, Schloß; Rappottenstein, Schloß; Ottenschlag, Schloß und Markt; Spitz, Schloß und Markt; Pessenboig (Pessenbeug), Schloß und Markt; Horn, Schloß und Markt; Waidhoven, Schloß und Markt; Weitra, Schloß und Markt; Altensteig, Schloß und Markt; Wildtberg, Schloß; Schwarzenau, Schloß; Stodhern, Schloß; Hardegg, Schloß und Markt; Engelstein, Schloß; Landstein, Schloß; Carlstein, Schloß; Litschau, Schloß und Markt; Szwetel, Kloster und Markt; Ranna, Schloß; Weitenegg, Schloß und Markt; Dirnstain, Schloß; Garisch, Schloß und Markt; Gmünd, Schloß und Markt; Heidenreichstein, Schloß und Markt; Eggenburg, Schloß und Markt; Lengenfeldt, Schloß und Markt.

In jedem Viertel waren auch die Plätze für das „Kreudenfeuer“ bestimmt. Es waren dies hochgelegene Stellen, wo die Bevölkerung bei Tag durch Rauch, bei Nacht durch Feuer auf die drohende Gefahr aufmerksam gemacht wurde. Solche Signalstellen waren im Viertel obern Manhartsberg „zu Rauchenwitz bei Schrottenthal, auf dem Colnizberg bei Colniz, auf St. Mörtenberg, Mörenstein, zu St. Georgen bei Scharfs, Arbeitsbach, am Crembs-Bühel“.

Im Jahre 1682, als ein neuer Krieg mit dem osmanischen Reich nunmehr unvermeidlich schien, wurden die Stände Niederösterreichs bereits am 22. September 1682 von der kaiserlichen Regierung aufgefordert, auf dem flachen Lande die auf Grund des Patentes vom 10. Juni 1663 nötigen Vorkehrungen zu treffen. Gleichzeitig wurde der Landmarschall Franz Maximilian Graf v. Mollarth zum General-Land-Obrieten und der Obristlieutenant vom Montecucolischen Regiment, Heinrich Scheller von Ungershausen zum General-Land-Obrieten für das Land unter der Enns, ernannt. Dem Landmarschall war unter dem Titel eines General-Land-Obrieten das gesamte Verteidigungswesen im Lande selbst übertragen. Viertelshauptmann für das Viertel obern Manhartsberg war Freiherr Karl v. d. Ehr. Um die Fluchtorte in entsprechenden Stand zu setzen, wurden mit einer, vom 29. Mai 1683 datierten „Spezifikation über die, zum reparieren ausgelegten Flucht-Orter, wie auch, was zu einem Jeden für Fledchen mit der Hand und Wagen Robath verordnet und über das ein und andern Orths vorhandene Gewöhr und Munition annoch dahin zu schaffen“ die einzelnen Städte und Herrschaftsverwaltungen durch eigene Landboten dazu aufgefordert. Die Viertelshauptleute hatten das Ergebnis ihrer Revision dem „General-Land-Obrieten“, dem Landmarschall vorzulegen. Diese Relation bezog sich nicht nur auf die Ueberwachung bereits bestehender Befestigung der betreffenden „Fluchtörter“, sondern auch auf alle anderen noch zu treffenden Anordnungen, wie Herstellen von Verhauen, Absperren der Pässe usw., „einergerieren der aufgegebenen männlichen Bevölkerung, Aufnahme der vorhandenen Geschütze, der Gewehre und der Pulver- und Bleivorräte sowie deren Zuweisung“. So heißt es in einer „Relation über die Visitation der Zufluchthäuser, Städte und Schloesser im Viertel u. W. W.“.

Ist ein Bestes Schloß undt könnte sich vor Einer gewaldt ein weil befundiren wann mann nicht auff den gegenüber liegenden Berg Stuck bringen kann. So zwar unmöglich scheint, hat in gewöhr Vier Stuckel mit Lauetten auch bei 20 Doppelhacken, 30 Rußquetten mit Pulver und bley wohl versehen.“

Aber nicht überall dürften die seitens der Viertelshauptmänner getroffenen Anordnungen so ohneweiters befolgt worden sein. Trotz der gemeinsamen Gefahr, die ihnen drohte, widersetzten sich besonders im Viertel unterm Wienerwald eine Anzahl Ortschaften dem kaiserlichen Patente, u. a. Kollnbrunn, Kammerstorf, Maregg, Paastorf, Wischenthall, Wöllerstorf, Kirchstetten, Raggentorf, Streberstorf, Berchtoldstorf, Trasskirchen Kirchberg u. a. Das Anbrennen der Kreudenfeuer, die die Bevölkerung vor der drohenden Gefahr warnen sollten, hat besonders im V. u. W. W. ganz versagt und wurde die nichts ahnende Bevölkerung ganz unverhofft von den türkischen Streitscharen überwältigt. Fast alle Orte diesseits der Leitha bis an das Gebirge fielen in die Gewalt der Feinde. Die Mehrzahl der Bewohner büßte das Versäumnis ihres Viertelshauptmannes Franz Mechtels v. Englishberg mit dem Tode.

Johann Georg Grafel und seine Kameraden.

Von Dr. Robert Bartsch, ord. Universitätsprofessor.

Zweite vermehrte Drucklegung.

Die erste Auflage erschien 1924 in der Sammlung merkwürdiger Straffälle: Aus dem Archiv des Grauen Hauses.

(12. Fortsetzung.)

Den Hauptgrund für diese auffällige Erscheinung dürfen wir wohl in den eingangs dargestellten Verhältnissen der Abdecker, ihrer wirtschaftlich beengten Lage und ihrer sozial geächteten Stellung erblicken. Ein weiterer Grund mag in dem Militärsystem gelegen sein. Oesterreich hatte damals weder ein geworbenes Berufsheer noch ein auf allgemeine Wehrpflicht gegründetes Volksheer, sondern eine Mischung von beiden. Die Dienstzeit des Soldaten war überaus lange, vierzehn Jahre. Die Ergänzung geschah, soweit nicht freiwilliger Eintritt vorlag, durch Rekrutierung. Die Herrschaften mußten alljährlich ein gewisses Kontingent tauglicher Burschen stellen; es war bei der langen Dienstzeit sehr gering. Für die bäuerlichen Kreise bestand die Pflicht, sich assentieren zu lassen, aber nur die wenigsten jungen Leute wurden vor die Rekrutierungskommission gestellt. Verbrecher sollten zwar nicht zum Militär gestellt, sondern gerichtlich behandelt werden, aber die Herrschaften wählten für die Vorstellung vor die Assentkommission die arbeitscheuen, liederlichen und verdächtigen Gesellen ihres Bereichs, weil die Assentierung sie für lange Zeit unschädlich machte und weil die militärische Disziplin als eine oft heilsame Zwangserziehung galt, während man Burschen, deren moralische Eigenschaften sie in einem bürgerlichen Beruf wünschenswert erscheinen ließen, vor der Stellung tunlichst bewahrte, zumal die Assentierung nicht nur für die Betroffenen und ihre Angehörigen, sondern allgemein im Volk als schweres Unglück galt.

Gerade darum galt auch der Deserteur als mitleidwürdiger Mensch, der überall leicht auf Förderung und Unterschlupf rechnen konnte. Sicherlich sind viele der damals so zahlreichen Deserteure unter falschem Namen in ehrliche Berufsarbeit eingetreten. Aber wenn sie dem Kreise der Landstreicher und Arbeitscheuen entstammten, dann waren sie meist verloren und es war die Gefahr, daß sie zur Landplage würden. Die Angst vor der Verhaftung und den barbarischen Strafen der Militärgesetze trieb sie erst recht auf den Weg des Verbrechens. Es ist bezeichnend, daß unter Grafels Kameraden so viele Deserteure waren.

Auch die sonderbar erscheinende Verbindung der Abdecker mit den Gerichtsdienern, von denen viele, wie der Gouverneur Graf Mitrowsky in einem Bericht an den Polizeiminister klagt, „aus Not das höchst gefährliche Handwerk des Einverständnisses und des Unterstandgebens“ betrieben, erklärt sich leicht. An Berufstätigkeit und an sozialer Stellung nahe stand dem Abdecker allezeit der Scharfrichter. Bei den zahlreichen kleinen Landgerichten konnte man keinen eigenen Scharfrichter bestellen, hier mußte der Gerichtsdienner zugleich Gefängnisaußseher und Scharfrichter sein. Als solcher hatte der Gerichtsdienner nicht etwa bloß die Vollstreckung von Todesurteilen zu besorgen (1787 bis 1803 war die Todesstrafe sogar abgeschafft gewesen), sondern er mußte auch die zahlreichen Körperstrafen, Stoß- und Rutenstreiche vollziehen, die Ausstellung von Verbrechern auf den Pranger besorgen, ja es war noch nicht vergessen, daß bis auf Josef II. die blutigen Verstümmelungsstrafen an der Tagesordnung waren und daß erst seit den letzten Jahren Maria Theresias die Anwendung von Martern zur Erzwingung von Geständnissen abgeschafft worden war. Gemeinjam verachtet, schlossen sich Gerichtsdienner und Abdecker zusammen; oft standen sie in verwandtschaftlicher

Beziehung⁴³²⁾ und es war nicht leicht, aus anderen als aus Kreisen mit zweifelhafter Gesinnung Leute für das Amt eines Gerichtsdieners zu finden. Die Verbindung mit den Gerichtsdienern gab aber den Verbrechern eine große Sicherheit. Von ihnen erhielten sie Nachrichten über bevorstehende Streifen und Hausdurchsuchungen, auch sah man bei solchen Durchsuchungen wohl manchmal etwas daneben und fand nichts, wo man nichts finden wollte.

Daß aber die Verbrechergesellschaft so lange ungestört arbeiten konnte, lag an der Zersplitterung der Strafgerichtsbarkeit und Sicherheitspolizei auf die zahllosen kleinen, ohnmächtigen, schwerfälligen und mit Kosten knausernden Privatherrschaften. Eine Sicherheitstruppe, eine geschulte Gendarmerie unter einheitlichem Kommando, fehlte gänzlich. Die einzelnen Landgerichte waren ihrer Aufgabe vielleicht juristisch, aber sicher nicht kriminalistisch gewachsen. Sie waren vielmehr froh, wenn die Einbrecher sich mit den Bauern und Müllern, den Händlern und Handwerkern begnügten und sich nicht an die herrschaftlichen Meierhöfe und Amtskassen wagten, und sie unterließen schon aus Furcht vor dem Anhang des Gesindels jede energischere Tätigkeit. Das Landvolk war aber, zumal wo Einzelhofriedlungen waren (einschichtige Häuser), den Verbrechern schuklos preisgegeben. Es ist kein Wunder, daß sich diese leicht Rückhalt zu verschaffen vermochten. Mehrere, der Vorschubleistung beschuldigte Personen (so der Wirt Zeitzberger, die Bauersleute Popp, der Hirt Horrauer, Michel Eigner aus Stalle) haben offen gesagt, daß sie aus Furcht vor Brandlegung und Gewalttaten nicht wagten, Grasel und seinen Genossen Unterstand zu versagen und die gewünschte Vorschubleistung zu verweigern oder gar eine behördliche Anzeige zu machen, und wir sind nicht sicher, ob nicht geängstigte Amtsverwalter aus Furcht vor den Verbrechern manche Beschwerde und Klage der Leute ungehört verhallen ließen.

Unter diesen Umständen ist es nur dem Mangel an Organisationstalent zu danken, daß die Grasel nicht den Versuch machten, wie die Räuber in Ungarn, Banden zu bilden, oder wie der gleichzeitig in Mitteldeutschland hausende Schinderhannes, Schukgelder von Reisenden und Hausbesitzern zu erpressen und eine Schreckensherrschaft über ganze Landstriche auszuüben.

Gelegentlich der Aburteilung des alten Grasel hat der Referent der Obersten Justizstelle scharfe Worte über „die fehlerhafte Konstitution der Landgerichte“ und ihre mangelhafte Führung. „Es muß Schauer erregen“, meint er, „wenn man so viele unentdeckte Verbrechen, so viel gar nicht oder höchst mangelhaft erhobene Tatbestände findet, wenn man von so vielen Entweichungen aus dem Arreste hört.“ Die Justizstelle sah sich bewogen, zur Vorbereitung einer Reform ein Verzeichnis der bestehenden Landgerichte abzufordern. Man wußte also an der obersten Stelle gar nicht, welche Gerichte vorhanden waren. Aber das war auch alles. Die Regierungsweisheit Kaiser Franz' und seines unmittelbaren Nachfolgers erschöpfte sich in dem Satz: „Verändere nichts“, und man ließ ihn auch gelten, wenn das Bestehende schlecht und zum Untergang reif war. Erst die im Gefolge der Revolution von 1848 vorgenommene Neuordnung Oesterreichs hat der „guten alten Zeit“ ein Ende gemacht. Erst mit der Verstaatlichung der Gerichtsbarkeit, mit der Bildung größerer Gerichtsprengel, mit der Besetzung der Richterstellen mit unabhängigen Richtern und der Stellen der Gerichtsdieners mit Männern, die durch die Schule des Unteroffizierstandes hindurchgegangen und deren Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit erprobt waren, mit der Schaffung einer ebenso pflichtgetreuen als jederzeit schlagfertigen Gendarmerietruppe ist eine Wiederholung des Falles Grasel unmöglich geworden⁴³³⁾.

(Fortsetzung folgt.)

⁴³²⁾ Daß das so ist, haben die Forschungen Hruškás in mährischen Pfarrarchiven ergeben. Hrušká a. a. O. 70 f.

⁴³³⁾ Siehe darüber Bartsch, „Wiener Gerichte im Vormärz“, 35 ff. Vgl. ferner das Feuilleton Norbert Robitscheks im „Neuen Wiener Tagblatt“ vom 6. Februar 1918, das auch eine gute Erklärung der Berühmtheit Grasels gibt.